

Paul Humberg:

**Auf der Seite
des Siegers**





Karl Maslow

Auf der Seite des Siegers



Biblische Aufsätze
von
Lic. Paul Humberg

6.—10. Tausend

Ausfaat-Verlag / Barmen

Das Flag ich an!

Ergreifend ist die Stimme des deutschen Volksliedes, des Menschen ureigenste Stimme. Wer sie belauscht, versteht sich selbst und sein Volk.

Da hat zu Straßburg auf der Schanz ein Sohn der Schweizer Berge beim Klang des Alphorns vor brennendem Heimweh Treue und Eid gebrochen. Er wollte hinüberschwimmen ins heißgeliebte Vaterland. Und wie er als Fahnenflüchtiger vor Gericht gestellt wird, da kommt es aus der Tiefe seiner Seele: „Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran; das Alphorn hat mir solches angetan; das Flag ich an.“

Das Bewußtsein der Schuld versteckt sich hinter Entschuldigungen: ich konnte nicht dagegen an. Die Urgewalt der Gefühle hat mich mitgerissen. Ins Vaterland „mußt“ ich hinüberschwimmen! Ich mußte es! Wo war das Pflichtbewußtsein? Wo der nüchterne Verstand, das vernünftige Augenmaß? Ach, der versteht mich nicht, der jetzt mit solchen Worten kommt! Wenn das Gefühl über ein heißes Herz und Gemüt hereinbricht, dann schweigen alle anderen Stimmen. Und wo blieb das Gewissen? Und wo bleibt es jetzt?

Das gerade ist die Macht dieses wehmütigen Liedes, dadurch eben greift es uns allen ans Herz, weil es dem so gewaltigen Ausdruck gibt: der Mensch sieht seinen Untergang vor Augen. Mit mir ist's aus. Da ging mein Trauern an. Aber er gibt nicht zu, daß er es selbst verschuldet hat. Daß er „seinen Lohn“ bekommt, ist hartes eisernes Soldatenrecht, aber es ist nach seinem Empfinden

eigentlich unrecht. Ich konnte nichts dafür, das Alphorn — das flag ich an.

Da hat einer seines Lebens Irrfahrt zugebracht in Fleischeslust und sinnlicher Leidenschaft. Und wie sein Schifflein hinunterfährt auf den Grund, da klingt es aus dem wehmütig-traurigen Volkslied wiederum wie lauter Entschuldigung. Er war nicht schuld, es war die wunderfame, gewaltige Melodei der Versuchung, die ihn umnebelt hat. Es kam über ihn mit wilder Gewalt. Ja, all die Fischnaturen, die so eifig korrekt durchs Leben gehen, mögen ihre ehrsamten Finger aufheben und mir meine Schuld vorrechnen. Die haben wohl noch nie ein so verführerisches Antlitz gesehen, solch goldenes Haar, solch blitzendes Geschmeide. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, in jener wunderbaren, vorher so friedevollen Stunde im Abendsonnenschein. Da hat es mich gepackt, ergriffen mit wildem Weh: „Ich schaut' nicht die Felsenriffe, ich schaut' nur hinauf in die Höh“. Nein, er konnte nichts dafür, so singt das zauberisch süße Lied mit der sich einschmeicheln- den Weise: nicht er war schuld, „das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan“. — Sie flag ich an.

Die Stimme des Volksliedes, des Menschen — Adams ureigenste Stimme. Das ist unser aller Art seit jener schicksalschweren Stunde zu Eden im Paradies, wo unser Trauern anging.

„Das Weib, das du mir zugesellet hast“ — „die Schlange betrog mich.“ Sie flag ich an. Wie hat doch der Mensch immer irgend eine Entschuldigung bereit! Wieviel Kraft unseres Denkens verwenden wir darauf, uns vor uns selbst reinzuwaschen und Zusammenhänge zu suchen oder zu konstruieren, durch die es uns möglich wird, die Dinge, die Verhältnisse, vor allem andere Menschen mit unserer Schuld zu belasten. Und wie kalt gibt da ein Genosse der Sünde, der sich so eng zusammenfand mit den anderen im Sündigen, wie kalt gibt

einer den anderen preis. Nicht einmal „mein Weib“ sagt Adam: das Weib! Der andere, die andere, das andere ist schuld! In tausendfachen Variationen wird dieses Thema, das der erste Mensch beim ersten Verhör über seine erste Sünde angeschlagen hat, nun von den Adamsjöhnen durchgeführt. Jawohl: ich aß. Aber meine Schuld ist die geringste; die anderen — die klag ich an.

Und Gott klag ich an. „Das Weib, das du mir zugesellet hast.“ Gott ist schuld. Warum hat er mich in diese Lage gebracht durch das Weib? Wenn die anderen Entschuldigungen nicht mehr ziehen wollen, dann wird die Schuld auf Gott geladen. Kennt ihr die Stimme, ihr jungen Männer: warum hat er mich mit einem solchen Leib geschaffen, in dem die Triebe, die Leidenschaften wie wilde Stürme toben? Und dann kommen die vielen Worte über unsere Stammesart: „Das liegt uns Rheinländern so im Blut“; „Das treibt uns Schwaben so mächtig um“; „So sind wir Bayern“. Oder die Vererbung muß herhalten und die Schwächen unserer Familie. Und schließlich ist es doch immer wieder Gott, der an allem schuld ist. Den klag ich an.

Oder man wechselt die front und wechselt doch eigentlich nur die Worte: der Satan ist schuld, den klag ich an. Die Schlange betrog mich. Und der stolze Mensch, der sonst hoch von sich denkt und auf seinen starken Willen pocht, läßt es sich lieber gefallen, sich als Spielball in der Hand böser Einflüsse und dämonischer Kräfte zu betrachten, als daß er sich selber die Schuld gibt. Es war alles wie verheert, wie verzaubert. Und vor dem finsternen Hintergrund übernatürlicher dunkler Gewalten sucht der Sünder sich noch ein ganz wohliges Ruhekitzen zurechtzulegen: dafür kann niemand etwas. Das geht über Menschenkraft. Wir sind eben schwache Geschöpfe. Da liegt es! Das klag ich an!

Das war des Menschen Antwort in der ersten Geschichte Gottes mit den Menschen (1. Mose 3). Und in der letzten Geschichte des alten Bundes (Maleachi 3), auf dem letzten Blatt der alttestamentlichen Bibel ist es noch immer dasselbe, dasselbe wie bis auf den heutigen Tag. Der klaren und ganz eindeutigen Forderung Gottes: „So bekehret euch nun“, sucht sich der Mensch zu entwinden mit der Frage: „Worin sollen wir uns bekehren?“ Der Mensch will recht behalten gegen Gott. Er tut, als ob keine Klarheit zu bekommen wäre über die Sache seiner Sünde. Und wie Gott die unwahre Frage zerreißt: „Warum täuscht ihr mich?“, so ist die Gegenfrage alsbald bereit: „Womit täuschen wir dich?“ Wir sind uns keiner Sache bewußt. Semper idem! Der Mensch immer derselbe. Erstaunlich zähe ist der Menscheng Geist in der Erfindung und im Festhalten von Entschuldigungen. Und tausend Dinge hat er zur Hand — die Klage ich an.

Bis eines Tages der Adler des Gerichts über Achans Haupt schwebt (Josua 7) und immer enger, immer enger seine Kreise zieht. Und dann stößt er herab: da ward getroffen Achan, der Sohn des . . . , des Sohnes des . . . , des Sohnes des . . . Es stimmt! Er ist gemeint, er, und kein anderer. Gott kennt ihn ganz genau in seiner Schuld. Da gehen ihm alle Entschuldigungen aus. Und auf die Frage des Josua sprudelt er heraus: „Wahrlich, ich habe mich versündigt an dem Herrn, dem Gott Israels. Also und also habe ich getan“. Ja, da klingt es anders in dieser ergreifenden Buße des Sünders, der sich beugt vor Gott, als in dem sentimentalischen Volkslied, ganz anders als das bittere Wort: „Ich soll da bitten um Pardon, und ich bekomme gewiß doch meinen Lohn.“ Nein, an den Lohn denkt Achan nicht, die Strafe ist ihm nicht das schlimmste, sondern der Bann! Aus dem Bann will er heraus, vom Jorn Gottes errettet

werden. Und darum muß die Sünde ans Licht. Das Bekenntnis flutet über seine Lippen: Ich habe es getan. Niemand sonst in Israel ist schuld an unserem Unglück und unserer Niederlage vor den Feinden: mich klag ich an!

Bis — ja bis eines Tages ein Prophet Nathan vor dem König David steht (2. Sam. 12), der so bereit war, den Uebeltäter des Todes schuldig zu erklären, der über „den anderen“ ergrimmt war mit großem Zorn. Und der Prophet weist mit spitzem Finger auf des Königs Brust: „Du bist der Mann“. Nun weiche aus, wenn du kannst, David. Wen klagst du an?

Da kam ein gewaltiges Neues in das Leben des Königs David. Sein schwerer Fall hat ihm die Augen geöffnet, und er tat einen tiefen Blick in die Verderbtheit seines Lebens. Da hörten alle Selbstentschuldigungen auf. „Ich erkenne meine Missetat“. Nun wurde ihm die Tragweite seiner Verfehlung bewußt. Er hatte sich nicht nur versündigt an der Genossin seiner Sünde und an dem Mann, den er betrogen und ermordet hatte, an seinem eigenen Weib und seinem Leib, an seinem Volk und seinen Kindern, an den Feinden des Herrn, die er lästern gemacht hatte — o wie entsetzlich wuchsen die Auswirkungen seiner Schuld vor seinen Augen. Aber das alles trat zurück vor dem einen, das ihm all seine Kraft zerschlug. Er hatte es jetzt nur mit Gott zu tun. Schon all die Monate war Gottes Hand schwer auf ihm gewesen, Tag und Nacht. „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Seulen“ (Psalm 32). Nun mußte es heraus: „An dir allein habe ich gesündigt“ (Psalm 51). Nichts und niemand mehr klagt er an, am wenigsten seinen Gott. Wenn er an die Treue dachte, die dieser ihm erwiesen hatte und dachte an all die zarten und kräftigen Warnungen, auch in der Stunde der Versuchung, dann mußte

er bekennen: „Du, Herr, wirst recht behalten mit deinen Worten und rein bleiben, wenn du gerichtet wirst.“ Ich habe gesündigt. Ja mehr noch. Nicht nur das ist meine Schuld, daß ich tat, was ich tat, sondern daß ich so bin, wie ich bin. „Ich bin in sündlichem Wesen geboren“, verderbt durch und durch. Da war er ganz in der Tiefe angekommen. Da schrie sein zer Schlagenes Herz empor. „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde“. Nicht dich, Herr, und niemand sonst — mich flag ich an!

Welch ein Riesenumschwung im Leben eines jungen Mannes, wenn er in dieses Licht Gottes hineintritt und es endlich aufgibt, künstliche Nebel zu breiten über seine Schuld, wenn er vor dem Ernst des Wortes Gottes, unter der Ueberführung des Geistes Gottes — wenn er unter dem Kreuz des Heilandes, des einen Reinen, an dessen Leid wirklich nur die anderen schuld waren, und der alles, alles für die anderen trug, seine Hände faltet und vor seinem Lager auf die Knie sinkt: ich bins, ich sollte büßen. O Herr, vergib mir meine Ausflüchte, nichts und niemand war schuld an meinem Fall, an meiner Sünde — mich flag ich an! Wie anders werden dann unsere Lieder, wenn sie nach dieser Melodie gehen: „Mein Sünd sind schwer und übergroß und reuen mich von Herzen“. Wie anders wird dann die Stellung eines solchen Mannes mit einem vor Gott gebeugten Herzen, dem die Augen aufgegangen sind über sich selbst, wie anders seine Stellung zu sich selbst, die Stellung zu „den anderen“, die Stellung zur Sünde und zum Satan, die Stellung zu Gott, wenn er in jedem Fall, in jedem einzelnen Fall, wo sich in seiner Seele ein Gespräch erhebt über eine fragliche Sache, zunächst spricht: mich flag ich an!

Die sich selbst entschuldigen, die werden mit ihrer Schuld beladen bleiben, die sich selbst schuldig geben, denen wird die große, große Schuld erlassen.

Gottes Stimme, Gottes Ruf, Gottes Wort.

In der Geschichte vom Sündenfall (1. Mose 3), in der die gewaltigen Gedanken von allen Seiten auf uns eindringen, möchte man eigentlich bei jedem einzelnen Wort lange stehen bleiben. Laßt mich jetzt nur einen Gedanken aus Vers 8—11 hervorheben.

Der furchtbare Fall war geschehen. Als bald wurden der Menschen Augen aufgetan, das Gewissen regte sich, sie mußten sich verhüllen; die frühere Unbefangenheit und Unschuld war für immer dahin.

Da hören sie Gottes Stimme im Garten, das Geräusch der Schritte des Herrn, der, weil allgegenwärtig, sich immer und überall auch menschlicherweise offenbaren kann: Gott ist da! Was bis jetzt ihre Seligkeit war, war jetzt auf einmal und zum ersten Mal ihre Qual, das Dasein Gottes. Sie sprachen miteinander von ihm, und das Ergebnis war: sie werden sich einig, sich vor Gott zu verstecken. Sie hören seine Stimme. Aber jetzt nur nicht sein Angesicht sehen, jetzt nur keine Begegnung mit ihm, jetzt nur nicht von ihm angeredet werden! Sie verstecken sich unter die Bäume im Garten.

Da wird Adam getroffen durch Gottes Ruf: „Wo bist du?“ Die Stimme Gottes wendet sich an den Menschen. Sie wird zum Ruf an ihn. Sie greift mit unerbittlicher Hand unter die Bäume und Sträucher, hinter denen er sich versteckt hat, und zieht den Armen hervor mit seinem ganzen Jammer vor das Angesicht Gottes.

Vor diesen Gottesaugen deckt kein Versteck. Der Mensch muß Rede und Antwort stehen. Er kann nicht weiter fliehen, wie gerne er fliehen möchte. Aber er spricht nicht das, worauf Gott wartet. Er redet von dem, was er gefühlt und gedacht hat, aber er redet nicht von seiner Schuld.

Da kommt Gottes Wort zu ihm. Gott sprach: „Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?“ Was das Gewissen ihm schon unbestimmt durch seine Mahnung zum Bewußtsein bringen, das, wovon er durchaus nicht sprechen, worüber er sich nicht klar werden wollte, das deckt Gottes Wort schonungslos auf und sagt ihm seine Sünde auf den Kopf zu.

Da verstummt jede Gegenrede, jeder Widerspruch, und was nun noch folgt an Worten der Entschuldigung, da ein Sünder den anderen herzlos preisgibt, ist nur der Ausfluß des überführten Gewissens, das armselige Rückzugsgefecht des völlig geschlagenen Sünders. Der Versuch der Entschuldigung bestätigt nur die Schuld. Gott hört nur die letzten beiden Worte: „Ich aß“, die bei beiden Sündern am Schluß ihrer Antwort herauskamen. Da kann Gott weiterreden von Strafe und Fluch und auch von Errettung.

* * *

Gottes Stimme, Gottes Ruf, Gottes Wort. Für unser Arbeiten wollte ich aus diesen Versen einige Winke entnehmen. Um uns her lebt eine religiös bewegte Jugend, die Gottes Stimme vernommen hat. Man braucht ihr das Dasein Gottes nicht zu beweisen, wie es in früheren Jahrzehnten nötig schien. Ueber dem Geräusch seiner Schritte in dem gewaltigen Stück Geschichte, das unser Volk jetzt durchlebt, über der Stimme Gottes im Garten der Natur gibt ihr Herz Zeugnis: Gott ist da! Es gibt einen Gott!

Und auch davon werden ergreifende Stimmen laut, daß diese Jugend das Urteil in ihrer Brust trägt: es stimmt etwas nicht zwischen Gott und uns, es ist etwas zerrissen und zersprungen, was früher vollkommen war und wohlklang. Und aus dieser Spannung, aus dem Ueberführtsein vom Dasein Gottes und dem inneren Unbehagen über die eigene Zerrissenheit kommen die religiösen Gespräche dieser Jugend, da einer mit dem andern über Gott spricht. Und das Ergebnis ist dasselbe wie bei den ersten Sündern: sie wollen Gottes Angesicht nicht sehen. Nur keine Begegnung mit ihm! Nur kein klares Wort von ihm hören, es könnte unser Tod sein! Einer hilft dem anderen in seinem Entschluß, sich zu verstecken vor Gottes Angesicht. Und dort, in ihrem Versteck, reden sie von Gott und singen die sehnsuchtschweren und heimwehkranken Lieder der religiösen Lyrik unserer Tage. Sie möchten doch nach Hause, in die verlorene Heimat.

So wird sie hin und her gerissen, diese suchende, sich sehrende Jugend zwischen Heimweh nach Gott und Flucht vor Gott. Ob sie sich hinter noch so dicke Bäume versteckt, hinter mächtige philosophische Systeme, die man erdacht hat, um irgendwie einen „Gott“ zu finden, aber des lebendigen Gottes Angesicht nicht zu sehen, wie es sich uns offenbart hat, ob um sie her in Natur und Kunst ein Paradies lacht und leuchtet und singt, in das man sich schwärmerisch immer tiefer hineinverläuft, um Gott nicht zu begegnen: es ist eine am Herzen kranke, friedelose Jugend. Sie weiß zu viel von Gott, als daß sie ihn vergessen könnte und weiß doch nur so viel von Gott, daß sie totunglücklich ist.

Einer solchen verirrtten Jugend kann es nichts helfen, wenn wir in unserer Arbeit alles nur eingestellt haben auf die „Stimme Gottes“, etwa auf den apologetischen Erweis des Daseins Gottes oder auf unklare, religiöses

Keden von Gott, auf religiöse „Stimmung“. Wir werden es erleben, daß bei dieser Art der Arbeit ein jeder etwas anderes unter den Worten versteht, denn ob wir meinen, den lebendigen Gott zu bezeugen, die anderen wollen sein Angesicht nicht sehen, wie es uns aus Gottes Wort vor Augen steht. Je lauter wir ihnen Gott auf diese Weise anpreisen, je mehr Gewicht wir auf religiöse Stimmungswerte legen, desto tiefer sehen wir die anderen sich vor dem Angesicht Gottes verstecken.

Unsere ganze Arbeit muß darauf eingestellt sein, daß wir Gottes Ruf und Gottes Wort an die Menschen heranzubringen, sie vor Gottes Angesicht zu stellen. Gottes Ruf, daß wir ihnen nachgehen in all ihre Verstecke, die uns ja noch bekannt sind von der Zeit her, da wir selbst uns dort verborgen haben auf der Flucht vor einer Begegnung mit Gott. In alle Schlupfwinkel müssen wir ihnen nachkriechen mit dem Ruf Gottes: „Wo bist du?“, daß jeder merkt: es hilft kein Ausweichen mehr, er kennt mein Versteck. Ich bin gemeint, und meines Lebens große Frage steht jetzt auf der Tagesordnung.

Aber dann werden wir erfahren, wie auch der Mensch, der Gottes Stimme vernommen und auch den Ruf, der ihn sucht, gehört hat, noch beflissen ist, um die tiefste Not in seiner Not herumzureden. Er hat eine erstaunliche Fähigkeit und Geschicklichkeit, dem Stillewerden vor Gottes Ruf auszuweichen, und das nicht auszusprechen, was ausgesprochen werden muß, seine Sünde, das, was geschehen ist. Der Mensch fürchtet sich am meisten vor der Nennung seiner Sünde, vor dem Bekenntnis (das wäre ja auch schon der Anfang der Bekehrung) das ist ihm so schwer.

Und wie er vorher von Gott geredet hat, so spricht er nun zu Gott. Aber in dem Bericht über seine Furcht und seine Flucht weicht er der tiefsten Frage aus. Ist es

nicht schließlich Gottes Schuld, daß der Mensch nackt ist und sich verstecken muß? Warum hat mich Gott so geschaffen?! O alte, immer neue Frage der im Gewissen wunden Jugend! Ja, es dauert lange, auch bei dem Menschen, den Gottes Ruf schon vor Gottes Angesicht gestellt hat, bis endlich das Wort herauskommt: „Ich aß“.

Und es kommt nicht heraus, wenn nicht Gottes Wort es dem Menschen erst vorspricht. Das Gewissen allein bringt das nicht zustande. Es quält den Menschen, es treibt ihn um, aber Gott erst sagt ihm: Du hast gegessen, und ich hatte doch geboten . . . Gott erinnert ihn an sein früheres gebietendes Wort, und Gottes Wort stellt seine Sünde als Sünde ins Licht.

Das ist auch die Aufgabe unserer Verkündigung. Wir wollen oft barmherziger sein als Gott und schonen unsere Zuhörer, als ob es grausam wäre, ihnen ihre innerste Schuld unerbittlich zu enthüllen. So halten wir die Seelen auf. Der wird ein wahrer Seelsorger sein, der in Gottes Wort so zu Hause ist und die Verstecke des Menschen hinter den Bäumen des Gartens der natürlichen und geistigen Welt und hinter den Ausflüchten seiner verschlungenen Rede so kennt, daß er versteht, Gottes klares Wort wie ein zweischneidiges Schwert auf das Gewissen des Sünders zu zücken.

Aber das liebt die religiöse Jugend von heute nicht. Sie will sich einem „Gott“ ans Herz werfen, in dem sie als in ihrem Ursprung zur Ruhe kommen möchte, wie die ungestüme Welle des Sturzbaches im stillen, weiten, tiefen Meer. Das ist religiöse Stimmung, die Atmosphäre, wo nur die „Stimme Gottes“ vernommen wird. Wir wollen das klare Wort Gottes bringen. Da schreckt mancher zurück vor der Spitze des Schwertes, das auf seine Brust gesetzt ist. Da geht es ohne Blutvergießen und Sterben des alten Adam nicht ab. Und Gottes Wort kann Gottes Angesicht offenbaren, das

Angeſicht des dreimal Heiligen, der ſeine Gebote gegeben hat und danach die Menſchen richtet, vor dem Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld allein das Leben rettet. Da iſt dann aber auch die Bahn frei für das Wort von der Verſöhnung und vom Kreuz. „Stimme Gottes“ ohne Wort Gottes wirkt allgemeine Religioſität, aber nicht Gemeinſchaft mit dem lebendigen Gott, die der Sünder im Glauben ergreift. „Stimme Gottes“ ohne das Wort iſt „Religion“ ohne das Kreuz, ohne die Botschaft von Sünde und Gnade, vom Fluch und von der Verſöhnung durch das Blut Chriſti.

Je länger wir in der Arbeit ſtehen, um ſo ernſter und einſeitiger möchten wir all unſer Wirken anlegen auf das einzige: daß wir Gottes Wort an die Gewiſſen heranbringen, daß junge Männer es merken, es wartet meiner ein Angeſicht, vor dem ich mich einmal, im letzten Engpaß meines Lebens, nicht verſtecken kann. Wenn ſie den Ruf vernommen haben, dann wollen wir ihnen Gottes Wort bringen, das Wort von der Sünde und von dem Heiland der Sünder: Laß dich richten, gib dem Wort Gottes recht, dann ſollſt du ſtehen unter dem Kreuz. Und wenn du es da vernimmſt, wie der für dich erwürgte Heiland dich ruft: „Wo biſt du?“, dann wirſt du darin die Stimme des guten Hirten erkennen und den Mut faſſen, auf ſein Wort hin zu antworten: „Jesus ſieh' her, ich komm'!“

Auf der Seite des Siegers.

Matth. 27, 52.

„Die Erde erbehte, die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf.“ Die Gräber sind die Siegeszeichen des Satans. Denn der Tod ist die sichtbar gewordene Sünde, er ist der Sünde Sold, die in ihren Folgen auch dem natürlichen Auge erkennbar gewordene Herrschaft des Teufels.

Wie hatten sie darunter geseufzt, die Väter und Heiligen des alten Bundes, unter der furchtbaren Macht der Sünde und des Todes. Aber ob sie nach Jerusalem gewandert waren zum Heiligtum ihres Gottes, von dem sie Errettung aus all dieser Not erwarteten, und ob die Väter wie Jakob und Joseph Befehl getan hatten wegen ihrer Gebeine, man sollte sie mitnehmen in das gelobte Land, — das Verlangen all dieser Heiligen nach Gottes Hilfe und Gottes herrlichem Tag der Errettung war aus dem Geist gewirkt. Aber je mehr ihrer gewesen waren, die sich um das Heiligtum Gottes scharten, um so größer war die Zahl der Gräber geworden, die in die Felsen um Jerusalem her eingehauen wurden.

Gerade um Gottes Heiligtum her häuften sich die Denkmäler der Herrschaft der Sünde und des Todes. Die Väter waren ins Grab gesunken, ohne den Tag des Heils geschaut zu haben. Noch war dort im Tempel Jerusalems keine wirkliche Erlösung zu finden von Sünde und Todesgrauen.

Ja — über dem Heiligtum des Herrn lag die Verheißung einer ewigen Erlösung. Dort sollte Gottes

herrlicher Sieg emporsteigen. Aber noch hing der Vorhang dort, der aller Menschen Blick auffing und sie nicht kommen ließ bis zu ihres Gottes Thron und Herzen. Der Vorhang! Er war ihr Adel zugleich und ihre Qual. Gott ist dort und will sich finden lassen, und doch können sie nicht zu ihm kommen. O armes, doppelt armes Volk des Heiligtums! Du kannst es dir nicht aus dem Sinn schlagen, wie andere Völker, daß es einen Gott gibt. Er ist da, und du kennst ihn und weißt seinen Willen. Aber du kannst nicht zu ihm kommen: der Vorhang hindert deinen Schritt.

Der Vorhang war das Sinnbild des Zornes Gottes, des Fluches, der die Menschen trennt von ihrem Gott, der Unnahbarkeit des Heiligen. Und wenn der Hohepriester einmal im Jahr hineingehen durfte, so war Gottes Absicht dabei, daß eine neue, frische Erinnerung geschehe an die Sünde, an den Fluch. Der Hohepriester konnte sich dort nicht niederlassen. Das war kein Zuruhe-Kommen des Volkes an Gottes Herzen. Das war kein Friede mit Gott. So wie für viele Kranke im Krankenhaus der Besuchstag der schwerste Tag der Woche ist, weil dann die Gesunden kommen und wieder fortgehen und die Zurückbleibenden hernach unter ihrer Krankheit doppelt schwer leiden und seufzen, so war es auch mit jenem Gang ins Allerheiligste. Doppelt schwer mußte der Vertreter des Volkes es empfinden: wir sind Fremdlinge bei Gott! Wir sind Ausgestoßene! Welche Herrlichkeit wäre es, wenn Friede wäre mit Gott, wenn an seinem Altar unser gejagter Fuß endlich ruhen dürfte! Aber wir haben keinen Frieden: der Vorhang bleibt das ganze Jahr und alle Jahre.

Dieser Fluch war das eigentliche Gefängnis, der Schuldthurm, in den die Menschen geraten waren durch Adams Fall. Das Urtheil Gottes war gegen uns, der Zorn seiner Heiligkeit gegen unsere

Uebertretungen. Und das ist die brennende Flamme in der Not unserer Sünde, nicht all das Elend, die Seufzer und Tränen, der Jammer und das Leid auf dem Acker mit Dornen und Disteln. Das ist die brennende Flamme in der Not unserer Sünde: Gott will uns nicht. Er hat uns verstoßen. Wir können nicht nach Hause kommen zu unserm Vater.

Weil dieses Urteil Gottes über der Menschheit liegt, weil wir von Gott getrennt sind, darum sind wir dahingegeben in die Gewalt des Feindes unserer Seele, das ist des Satans, und ihm zugesprochen. Da konnte Satan zugreifen. Und er hat fest zugegriffen. Seither sind die Menschen ein Spielball der Mächte der Finsternis. Seither ist die Unseligkeit in ihrer mancherlei Gestalt das Teil der Adamskinder: die Eitelkeit der Welt, all der Zanf und Streit, all die Verästelungen und Verzweigungen des Sündenjammers in allen Gebieten unseres Lebens. Immer fester laufen die Menschen in ihre Ketten hinein. Und als die furchtbarste Geißel, als die gewaltigste Klammer, mit der uns der Feind gefaßt hat: der Tod, das Grauen der Gräber; „durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte“. (Hebr. 2, 15.)

Aber das alles ist erst die Folge davon, daß wir unter dem Jorn, unter dem Fluch des heiligen Gottes stehen. All unsere Not kommt von Gott, daher, daß er um unserer Sünde willen gegen uns ist. Wenn sie nicht von Gott käme, könnten wir uns über sie schon trösten und kämen über sie hinweg. Solange dieser Fluch nicht gebrochen war, solange gab es keine Errettung aus der Gewalt des Teufels, keine Erlösung von dem Grauen des Todes.

„Aber Jesus schrie laut und verschied. Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke von oben an bis untenaus: und die Gräber taten sich auf“. Als Jesus sein Leben dahingegeben hatte zur Versöhnung für

unsere Sünden, und nun der Zugang frei war zur Gnade des Vaters durch die Vergebung der Sünden, da taten sich die Gräber auf.

Last uns nicht auf das achten, was bei diesem Vorgang noch dunkel ist, sondern auf dies Ineinander der Todes- und Auferstehungsmacht Jesu Christi. Denn ein Vorspiel auf den Ostermorgen und unsere daraus erwachsende Auferstehung war dieses merkwürdige Geschehnis, daß „viele Leiber der Heiligen aufstundten und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen“. (Matth. 27, 52 u. 53.)

Der Tod ist die sichtbar gewordene Sünde. Die Ueberwindung des Todes ist der sichtbar gewordene Sieg über die Sünde und die Macht des Satans. Die Grabeshöhlen, die sich dort öffneten, sie sind die Zeichen einer tieferen Öffnung von Höhlen des Todes. Sie sind Zeugen der Ueberwindung des Satans und der Hölle: „Jesus hat durch den Tod die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel“. (Hebr. 2, 14.) Da ist der Stärkere über den Starken gekommen und hat ihm seinen Raub genommen. Hat Jesu Tod die Siegeszeichen des Todes, die dieser in unserem Geschlecht aufgerichtet hat, die Gräber, verwüstet, so ist das nur das Sinnbild dafür, daß er das innere Gefängnis erbrochen hat, und daß er nun als der, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat, aus dem Kerker der Sünde die Gebundenen herausführen kann, die geistlich Toten, die in die Ketten der Sünden geschlagen waren. Sie sollen seine Hand fühlen an ihren Fesseln und durch die Kraft seines Blutes und seiner Auferstehung es erfahren: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind los.“ (Psalm 124, 7.)

Ihr jungen Männer, seht ihr hier den Weg zur Freiheit? Es hilft nichts, zu wandern nach einem ehrwürdigen Heiligtum, es helfen nicht die Schwermuttkranken

Lieder religiöser Sehnsucht, es nützt nichts, von den Auferstehungskräften Christi zu reden, wie die alten Germanen redeten von dem Frühlingsgott Baldur, dem Gott des wachsenden Lichtes: nun muß sich alles, alles wenden! Nein, es wendet sich nichts. Das ist ja unsere Klage. Ringsum singt und jubelt die aufwachende Natur, es fängt an zu sprossen und zu blühen, und in mir: Todesmacht! Sünde!

Wir wollen uns nicht in Gefühle einlullen, keine Redensart machen. Eure Sünde ist eine Wirklichkeit. Der Fluch Gottes und die Not des Gewissens sind Wirklichkeiten. Nur eine mächtigere Wirklichkeit kann die Hilfe spenden: die Auswirkung von jenem Tag, da Jesus verschied und die Gräber aufbrachen. Solange ihr diese Auswirkung nicht in eurem Leben erfahren habt, seid ihr Knechte und Gefangene der Sünde.

Aber nun fangt nicht am falschen Ende an. Bleibt nicht stehen bei dem Sehnen nach Freiheit aus der Sünden knechtschaft, die ihr so schwer empfindet. Nein, geht dem Uebel an die Wurzel. Das ist die Not in eurer Not, daß ihr noch nicht die Vergebung eurer Sünden habt, daß der Vorhang noch hängt zwischen euch und eurem Gott. Und das muß eure einzige und erste Sorge sein, daß ihr den Frieden Gottes findet unter dem Kreuz eures Heilandes, der für euch verschied. Solange ihr unter dem Zorn Gottes steht, kann Satan zugreifen und euch in immer grausamere Ketten schlagen. Wer aber die Vergebung der Sünden gefunden hat, daß die Kraft Seiner Versöhnung sein Herz berührte und sein Gewissen zur Ruhe brachte, der erfährt es dann: die Gräber tun sich auf. Auch für mich ist der Fürst der Finsternis besiegt. Das ist eine Wirklichkeit, die sich auch in meinem Leben auswirken soll. Da kommt durch die Kraft des Todes und der Auferstehung Christi Gottes Frühling über unsere jungen Jahre, daß wir in

einem neuen Leben wandeln. Merken wir, daß Satan lebt — nun, nach der Kraft seines unauflösllichen Lebens sollen wir auch innerwerden, daß Jesus lebt. Und der junge Mann, der sich schon hineingefunden hatte, daß der Kampf gegen die Sünde aussichtslos sei und vergeblich, in immer neuen Enttäuschungen endend, er soll die Kraft des Wortes in seinem Leben erfahren: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre“. (1. Joh. 3, 8.)

Dann dürft ihr euch nicht mehr fürchten, als ob ihr doch eines Tages wieder des Satans Raub würdet und nach kurzem Anlauf wieder zu Fall kommen müßtet. Nein, ihr jungen Männer, wenn ihr die Mächte der Finsternis merkt in euren Gliedern und in eurem Fleisch, so geht auf die Felsen dort bei Jerusalem und schaut hinüber zu dem Tempel: der Vorhang ist zerrissen. Und schaut hinab zu euren Füßen: die Gräber taten sich auf. Da soll mich keine Todesmacht mehr gefangen halten. Seit Jesus auch mein Jesus wurde, stehe ich auf der Seite des Siegers.

Siehe, da kam einer. Mark. 5, 22.

Zwar ist es ein altes Kindergebet, doch drückt es so oft die Stimmung eines jungen Mannes aus, der längst den Kinderschuhen entwachsen ist: „Ich wollt so gerne selig sein und weiß nicht, wie ichs mach.“ Sollte der, der so seufzt, nicht einmal mit suchenden Augen die Geschichte lesen, die damit anfängt, „siehe, da kam einer zu Jesus!“

Merke, es kam einer. Es war einer von den Obersten, von den abgesagten Feinden des Herrn Jesu. Hatten diese sich denn nicht gegen ihn verschworen? Haben sie ihn nicht verachtet, den einfachen Rabbi? Ja, alles wahr, aber einer kam doch, und er kam deshalb, weil er eine Not hatte. Mochten die anderen über seinen Schritt denken, was sie wollten, sie konnten ihm seine Not nicht abnehmen. Und diese Not hatte jetzt das Wort in seinem Leben: daheim lag sein Kind im Sterben. Sein Vaterherz hatte wohl lange kämpfen müssen gegen den Stolz des Pharisäers in ihm, aber endlich war es durchgedrungen: die Not hat es ihm angetan. Um seines lieben Kindes willen ging er diesen Weg: „Siehe, da kam einer.“

Es wird wohl niemand zu Jesus kommen, den nicht eine Not treibt. Und diese Not isoliert den Menschen. Da wird er „einer“, ganz einsam, der niemand und nichts bei sich hat als eben immer seine Not. Da wird er aber auch unabhängig von dem Urteil der anderen, und sein ganzes Leben erhält eine neue Beleuchtung von dieser Not her. Noch so viele mögen

ihm abraten von seinem Schritt: du wirst doch nicht! Du wirst dich doch nicht zu diesen Frommen hinzutun! Du wirst dich doch nicht auch zu diesem Jesus bekehren wollen! Es mögen noch so zahlreich sich derartige Bedenken aufmachen und ihm in den Weg treten: stärker als alle diese Stimmen ist die Stimme der Not, wenn das Gewissen keine Ruhe läßt bei Tag und Nacht, wenn das Verderben in meinem Hause und meiner Familie fortschreitet und ich keine Rettung sehe. Mag ich durch der Menschen Wort irregeworden sein in meinem Vorsatz: wie ich wieder in die Stille komme und bei mir zu Hause bin, allein mit meiner Seele und ihrem Leid, da reiße ich mich los von allen Bedenken, da stehe ich auf. Jetzt ist es mir ganz gleichgültig, was die anderen sagen; die haben keine Not, die können mich nicht beraten, die kennen nicht die Qual der Stunden, in denen Gottes Hand mich angreift. Ich kann nicht mehr! Ich muß zu Jesus, dem Seiland, gehen! „Siehe, da kam einer.“ Es liegt alles daran, daß einer kommt. Und der eine bist du.

Er kam zu Jesus. Manche gehen nur bis zu seinen Jüngern, und da sehen sie viele Dinge, die sie abstoßen, die sie aufhalten wollen, ganz bis zum Seiland durchzubringen. Merke: es kommt darauf an, daß man bis zu Jesus geht. Bei seinen Jüngern ist manches unerquickliche Bild zu sehen, aber „welche auf ihn sehen, die werden erquickt, und ihr Angesicht wird nicht zuschanden“ (Psalm 34, 6). Und wenn du ihn siehst, dann wird es dir gehen wie dem Jairus: „Da er ihn sah, fiel er ihm zu Füßen“. Der Oberste zu Jesu Füßen, das Oberste zu unterst. Dahin kommt es, wenn einer Jesus sieht, seine wunderbare Gnade und Liebe, wenn auf Jesus der Blick eines Menschen fällt, hinter dem eine Not, ein großes Leid als Treiber und Dränger steht: da ist der Ausweg, da ist die Hilfe. Merkst du nicht das Ziehen? Fall Jesus zu den Füßen!

Manche freilich haben Stahl in den Knien und wollen sich nicht vor ihm beugen. Die werden vor ihm stehen bleiben, stolz und hoch, und die Not wird auf ihnen lasten all ihr Leben lang. Die können wohl zusehen, ob sie so stolzen Schrittes auch hindurchgehen wollen durch das Tor des Todes, und wie sie einmal stehen wollen vor des Menschen Sohn! Ganz gewiß, aufs Knien kommt es nicht an, aber ich glaube, hohen Hauptes kommt keiner durch die enge Pforte. Aufs Weinen kommt es sicher nicht an, aber ich glaube, trockenen Auges wird keiner seine Not bei Jesus los.

Und er bat ihn sehr und sprach: „Meine Tochter ist in den letzten Zügen.“ Sag dem Heiland deine Not, nicht mit feierlichen Worten, nicht mit frommer Rede, sondern sage ihm ganz einfach, wie es bei dir zu Hause aussieht. So machte es Jairus. Liegt bei dir auch etwas in den letzten Zügen, dein Familienglück, deine Gesundheit, dein Geschäft, deine Seele, du Gotteskind, dein inneres Leben? Sag dem Heiland, wie es bei dir zu Hause aussieht. Es bedarf keiner besonderen Form des Beters, es ist so einfach: „Ich erzähle meine Wege — und du erhörst mich“ (Psalm 119, 26).

„Du wollest kommen und die Hand auf sie legen, daß sie gesund werde und lebe.“ Das war der Griff des Glaubens, der durch alle verstandesmäßige Unmöglichkeit hindurch nach Jesus griff. Jairus blieb nicht bei der Schilderung seiner Not stehen; ach, die hatte er sich so oft schon vorgehalten, aber jetzt stand er vor dem großen Arzt, dem Heiland. Und er griff zu: „Du wollest kommen“. — Bleib nicht stehen beim Anblick deiner Not, erschöpf dich nicht in immer erneuter Schilderung und Klage über all deine traurigen Umstände und Erlebnisse. Nein, sieh hinweg von deiner Not, jetzt kommt es auf den Griff des Glaubens an, jetzt stehst du vor dem, der allein und wirklich helfen kann. Wohl

dem, der dahin durchgebrochen ist durch alle Verzagt-
heit und Bedenklichkeit: ich hab's gewagt! Und
warf sich ganz und mit all seiner Last auf Jesus — im
Glauben.

Ich kam, Herr Jesus, du wollest kommen. Dem
Glauben kann sich Jesus nicht versagen. „Und Jesus
ging hin mit ihm.“ Siehe, da kam einer. Wenn Jesus
kommt, ja, das ist der eine, der aller Not ein Ende macht.
Wenn ein Sünder zu Jesus kommt, und Jesus kommt in
des Sünders Haus, dann ist die Freude groß.

Die eine Tür.

„Er blieb hängen an den Sünden Jerobeams und ließ nicht davon“, so heißt es von dem Könige Joram 2. Könige 3, 3. Das ist die traurige Ueberschrift über dem Leben manches jungen Mannes, der einen ernsthaften Anlauf genommen hat, Jesus, den Heiland, zu suchen, aber nie bis zu ihm gekommen ist: er blieb irgendwo hängen. Eine einzige Sünde vielleicht, die er nicht bekennen wollte, eine Leidenschaft, eine Lieblingsgewohnheit hat ihn festgehalten. Ein Steinchen im Stiefel, das nicht herausgenommen wurde, hat ihn wund gemacht und lahmgelegt. Eine einzige Tür seines Lebens hielt er vor dem Blick des Meisters verschlossen. Dorthin wollte er Jesus nicht kommen lassen. Was dort verborgen lag, das wollte er dem Zugriff des Heilands entziehen. So blieb ein Stück seines Lebens im Dunkeln. Dadurch blieb sein ganzes Leben in der Finsternis der Sünde und in der Gewalt des Teufels. Er kam nicht ans Licht.

Als Jesus bei Jairus einkehrte, war es nicht das wichtigste, daß Jesus etwa in der Küche einen Imbiß nahm, daß er im Wohnzimmer mit Jairus eine Aussprache hatte. Das konnte beides später vielleicht auch sein, aber jetzt handelte es sich nur um eins: in dem Haus des Jairus war eine Tür, — wenn Jairus an dieser Tür vorbeikam, dann gingen ihm die Augen über. Das war die Tür, hinter der sein totes Töchterlein lag. Jairus, mach die Türe auf! Da muß Jesus eintreten. Es handelt sich jetzt nur um diese eine Tür, hinter der dein Toter liegt, bei deren Oeffnung dein ganzes Leid offenbar wird.

So möchte man manchem jungen Mann zurufen. Wenn Jesus ihnen nahetritt, dann biegen viele von der Hauptsache ab und gehen mit eigenartiger Geschicklichkeit dem wichtigsten Punkt aus dem Wege. Gewiß, es ist auch von Bedeutung, daß man eine christliche Weltanschauung hat. Darum kümmern sie sich dann auf einmal, und es wird später auch eine Aufgabe ihres Lebens sein, die sie anfassen müssen, Ordnung in ihr Denken zu bringen, Jesus in den Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Lebens zu stellen. Gewiß, es ist auch wichtig, daß wir eine soziale Gesinnung hegen, und es wird später der Kampf unseres Lebens sein, daß uns die Tat nicht fehlt bei unserem christlichen Bekenntnis. Gewiß, es gilt, die Königsherrschaft Jesu in der ganzen Welt aufzurichten und auch in unserem Volksleben, und es gilt, sich in die christliche Bruderschaft seiner Jünger einzuleben und was für Aufgaben sonst noch genannt werden könnten.

Aber es gibt eine Sache, die muß vorher geschehen. Du mußt dem Seiland die eine Tür austun, die Tür, hinter der der Tod in deinem Leben liegt, bei deren Öffnung dein ganzer Jammer offenbar wird.

Es gibt so viele, die sich um all das andere kümmern, mit Hingebung kümmern, die die Losungsworte unserer Bewegung mit Begeisterung aufgreifen und nun in allerlei christliches Werk hineinfahren und mit seltsamem Eifer all diesen Dingen nachgehen. Aber dieser Eifer ist für das kundige Auge nur der Beweis dafür, daß irgendwo im Innern dieses Menschen eine verschlossene Tür ist, daß er sich von einer Sünde nicht trennen will, daß er noch nicht den Mut gefunden hat, sein ganzes Verderben vor den Augen seines Seilandes zu offenbaren. Darum bleibt in seinem Leben diese verborgene Totenkammer verschlossen, dieser Herd der Sünde unangetastet. An diesem einen Punkt ist es nie bei ihm in Ordnung gekommen. Die Seilandsband hat

seinen tiefsten Schaden und seine gefährlichste Wunde nie berühren können. Darum hat er auch nie die Ruhe und den Frieden Gottes gefunden.

Die verschlossene Tür, das Geheimnis hinter dieser Tür ist der Quell einer immer erneut aufbrechenden Unruhe, ist die Ursache all seiner täglichen Schwäche und all seines Strauchelns, ist die Wetterecke seines Lebens. Von da her kommen immer wieder aufs neue Stürme der Versuchung, feurige Pfeile, die von der Hölle entzündet sind. Dort hat sich der Feind seines Lebens eingenistet und verschanzt. Und von diesem Einfallstor her bricht er zur gegebenen Zeit immer wieder mit vermehrter Kraft in die anderen Kammern, ja in das ganze Leben hinein. Dort sitzt die Fäulnis und greift von da her den ganzen Menschen an. Ist es eine Sünde der Fleischeslust? ist es — bei wie vielen jungen Männern! — eine Schuld im Verhalten gegen seine Mutter, gegen seinen Vater? Ist es eine Untreue auf dem Geldpunkt?

Ein jeder, der aufrichtig sucht, wird un schwer die eine Stelle finden, die gemeint ist. Das ist die Sache, bei der du stockst, wenn du daran denkst, bei der es dir heiß zum Herzen fährt, wenn ein Gotteswort oder eines Jüngers Zeugnis dich trifft. Es ist da eine Tür, bei der dir, wenn du dein Leben überdenkst und du kommst an ihr vorbei, die Augen übergehen: da, da ist es.

Die Reihen unserer Mitkämpfer mehren sich. Es wäre ein großer Gottessegens, wenn hier und da einer leise aus der Schlachtreihe zurückginge und den Arzt aufsuchte: ich kann nicht mehr, ich habe einen Schuß, ich bin verwundet. Erst muß die eine Sache nun in Ordnung kommen, ganz in Ordnung, ehe ich weiter mitarbeiten kann. Dann wird er dem Seiland den Schlüssel geben, dann geht die eine Tür auf, und Jesus tritt in die Kammer seines Todes. Da wird sein Leben gesund.

Der Name seiner Sünde.

„Er leugnete aber vor ihnen allen und sprach: Ich weiß nicht, was du sagst.“ Matth. 26, 70.

War das eine Verleugnung? Petrus hat sich doch mit keinem Wort dabei gegen Jesus erklärt. Er verweigert nur einem unberufenen Frager die klare Antwort, steht auf, geht fort und wirft das freilich etwas verlegene Wort hin: Ich weiß nicht, was du sagst.

Die Schrift nennt es Verleugnung! Es steht nicht bei uns, was für einen Namen wir unseren Sünden geben wollen. Wir mögen uns hinter Zweideutigkeiten verstecken und Ausflüchte gebrauchen und mögen uns dann vertrösten, wir hätten den Herrn nicht verleugnet, oder wir hätten nicht gelogen, oder das wäre kein Betrug gewesen, was wir begangen haben. Gottes Geist zieht die Larve ab, nennt alles mit dem rechten Namen und stellt in seiner Schande dar, was wir mit schönen Worten zu verdecken versuchten.

Gottes Geist gibt den Sünden andere Namen als wir und läßt sich auf unser Rechnen und Entschuldigen nicht ein. Petrus mag sich beruhigt haben: es war nur eine Notlüge, hat keinem geschadet und mir das Leben gerettet; es ist nicht so schlimm. Wir alle kennen dies Affordieren unserer Seele mit der Stimme des Klägers in unserem Gewissen. Gottes Wort sagt: Er verleugnete, und drückt damit dieser Tat das Brandmal auf die Stirn. Gottes Wort spricht eine klare, unmißverständliche Sprache, und was geschrieben steht, das steht geschrieben, wie in der Schrift, so auch in Gottes Büchern.

In meiner bergischen Heimat lag eine gläubige Mutter im Sterben. Sie war eine Heilige gewesen in ihrem Haus, ein scheinendes Licht in ihrer Stadt. Während des Todeskampfes lauschten der Gatte und die Kinder auf ein letztes Wort. Nach langem Schweigen, während dessen sie still dalag, sagte sie nur noch einen Satz: Gott nimmt es genau.

Nicht was wir oder Menschen sagen und denken, ist das Wichtigste, sondern Gottes Maßstab gilt. Es steht nicht bei uns, welche Namen wir unsern Sünden geben, auch nicht an jenem Tage.

Die gebrochene Zahl.

Sie kehrten wieder gen Jerusalem und fanden die Elf versammelt, welche sprachen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen.“

Luk. 24, V. 33, 34.

Das letzte Mal, daß die Evangelien Judas, den Verräter, erwähnen. Oder hören wir nicht aus dem Wort „elf“ die leise Klage herausweinen: Wir waren zwölf, berufen zum Dienst für den Meister und zur Herrlichkeit hernach, nach der Zahl der Stämme Israels, aber „einer ist nicht mehr vorhanden“. Er ist — gegangen an seinen Ort.

Wenn wir hier zum ersten Mal statt der zwölf eine elf lesen, so stuzen wir: das hat der Feind getan! Die Zahl sieht uns mit ernstern, traurigen, warnenden Augen an. Die Jünger sind nach der zeitweiligen Zerstreung nun wieder alle zusammen. Alle? Nein, nur elf! Elf, das ist in diesem Zusammenhang für uns immer eine durchstrichene zwölf, eine gebrochene Zahl. Elf, das heißt hier für uns zwölf weniger eins. Und diese eins bedeutet eine unsterbliche Menschenseele, einen Apostel Jesu Christi.

Wie erschütternd wird Judas hier zum letzten Mal erwähnt, in diesem Wort „die Elf“, in dieser gebrochenen Zahl, da einer fehlt. Man hatte ihn immer bei Jesus gesehen, ja oft ganz besonders nahe bei ihm, wenn der Meister mit ihm vertrauliche Dinge besprach, von denen selbst die anderen nicht alles wußten. Man sucht ihn auch jetzt bei denen, die um den Verlust des Meisters trauern und durch Jesu Auferstehen getröstet wer-

den. Und wir finden die — Elf. Welch tiefe Klage, welch furchtbarer Ernst liegt in dieser gebrochenen Zahl!

Es ist dies die einzige Stelle, in der in den Evangelien die beiden Apostel, auf denen während der Leidenszeit des Herrn unser Auge mit banger Spannung ruht, nebeneinander, in einem Atem genannt werden: Judas und Petrus. Die Elf — wo ist das verlorene Kind? — und „Der Herr ist dem Simon erschienen“.

Gericht und Gnade so nahe beieinander. Erbarmen und Verderben.

Zwei werden arbeiten auf einem Feld, mahlen auf einer Mühle, schlafen auf einem Bett, zwei haben sich verirrt auf ganz ähnliche Wege der Sünde — der eine wird angenommen, der andere wird verlassen werden.

Oder waren es nicht ganz ähnliche Sündenwege? Du sagst: Judas war doch wohl ganz besonders stark von der irdischen, fleischlichen Messiashoffnung erfüllt. Aber haben nicht auch Johannes und Jakobus sich ihren Platz zur Rechten und Linken des Königs erbeten? Judas hatte wohl den Grundschaden seiner Seele nicht genug erkannt. Aber hat nicht auch Petrus erst langsam seine verkehrte Art einsehen lernen?

Nein, Judas war nicht schlechter als die anderen Apostel, und doch waren es nicht dieselben Wege der Sünde, auf denen er und Petrus wandelten.

Als des Judas Sünde sich vollendete, „da ging er alsbald hinaus, und es war Nacht“ (Johs. 13, 30); und an der Türe wartete sein Freund, der Satan, auf ihn. Als Petrus seinen tiefen Fall tat, „da ging er hinaus und weinte bitterlich“ (Luk. 22, 62); und an der Türe nahmen in freundliche, erbarmende Engel Gottes leise bei der Hand und hielten ihn, daß er nicht unterging in Verzweiflung und Weh. Hinter diesen Tränen stieg ein Morgenrot neuer Gnade empor. Jene Nacht versank in ewige Nacht.

Beide hat die Leidenschaft und sündliche Anlage ihres Wesens in tiefe Schuld gestürzt, beide sind in des Teufels Strick gefallen, aber Judas floh vor dem Auge des Meisters je länger desto mehr in immer tieferes Dunkel. Petrus brach den Stab über sich und gab Jesu Blick, der ihn traf, recht. O, hätte Judas es einmal über seine Lippen gebracht: „Herr, mir graut vor mir selbst! Herr, habe acht auf mich!“ Ihm wäre geholfen worden.

Das war der Grund seines ewigen Verderbens: nicht daß er sündigte, sondern daß er sich dem Heiland entzog und das Licht floh und im Finstern seine Ernte schneiden wollte, wo Satans unheimliche Sterne ihm leuchteten. Da ging es von Finsternis zu Finsternis.

Das ist der Grund, warum Petrus errettet wurde, daß er seinen Heiland suchte, nach seinem Heiland weinte, als seine Sünde ihn verklagte: „Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.“ Da ging es aus der Finsternis ins Licht: „Der Herr ist dem Simon erschienen.“

Der alte Pastor de le Roi in Elberfeld begegnete einst einem früheren Konfirmanden, von dem er wußte, daß er auf bösen Wegen ging, nachdem er anfangs den Jünglingsverein besucht hatte. Er winkte ihn zu sich: „Wilhelm, ich soll dich grüßen“. „Von wem, Herr Pastor?“ Da sah er ihn groß an und sagte: „Vom Judas Ischarioth“. 25 Jahre später hat diesem Mann dieser Gruß des Judas im Schützengraben zur Erweckung gedient. Er ist dadurch zum Glauben gekommen.

Führt solcher Gruß dir heute in die Seele? Dann reiß dich los von den Judaswegen im Finstern, dann bekenne deine Sünde! Damit verrätst und verklagst du den höllischen Verführer und wirst aus seinem Freund sein Feind und wirst ihn wirklich los. Flieh in das Licht, unter die Augen deines Heilandes. Da soll noch einmal alles, alles wieder gut werden: „Bei dem Herrn ist viel Vergebung“.

Gedenket an den Judas Ischarioth!

Was wir haben.

Wenn man die einzelnen Gruppen der vielverzweigten deutschen Jugendbewegung nach dem einteilen wollte, was sie als Ziele auf ihre Fahnen geschrieben haben, das gäbe ein buntes Bild. Wollte man sie ordnen nach dem, was sie tun, dann wäre die Liste schon kleiner, denn auf dem Wege vom Wollen und vom Reden über die Ziele bis zur Tat fallen viele Gruppen aus.

Zwischen denen, die sich zur Tat aufgemacht haben, ist dem äußeren Schein nach in manchen Fällen kein so großer Unterschied. In der Art der Betätigung der Nächstenliebe z. B. wird oft keine große Verschiedenheit festzustellen sein zwischen der christlichen und der proletarischen Jugend. Vieles von dem, was sich Humanität nennt, ist eben nicht einfach Frucht der menschlichen Natur, sondern erst auf der Erde gewachsen, auf die das Blut des Sohnes Gottes geflossen ist. Sie alle, auch die ihn hassen, können sich den Einflüssen Christi nicht entziehen.

Aber groß ist der Unterschied zwischen der christlichen Jugend und den anderen, wenn wir auf das sehen, was wir haben, haben als inneren Besitz. Das kam mir erschütternd zum Bewußtsein, als ich nacheinander die Weihnachtsnummern des Blattes der Mädchen-B. K., des neuen Pfad und der Arbeiterjugend las. Ich bin immer ergriffen von der Wucht des Ringens in der Zeitschrift der Arbeiterjugend, von ihrem edlen Streben nach einem reinen Schild in all ihren Kämpfen, von dem gewaltigen Schrei nach mehr, als der Klassenkampf und überhaupt diese Welt der äußeren Dinge einem

Menschenherzen geben kann. Aber wie entsetzlich arm ist dann das, was dort den jungen Arbeitern als Evangelium geboten wird. „Kein Gott steigt aus dem Himmel nieder — doch aus dem Volk steigt er empor“, so klingt es verheißungsvoll, und wie elend wird einem bei der grenzenlosen Leere, die das Herz beschleicht, dem im letzten Grund nichts geboten wird als Unzufriedenheit und Bitterkeit.

Was wir haben, liebe Brüder, das sollte uns, wenn wir diese Armut und Leere um uns her sehen, mit unermüdlicher Treue dazu treiben, unsere Jugendgenossen mit heißen Worten innerlichster Liebe zu dem zu rufen, in dem wir haben, was wir haben.

Wir haben eine Gnade! „Das geht ja alsbald sehr kläglich an. Sie müssen sich helfen lassen“, so werden uns die anderen zurufen. Wir aber wollen ihnen antworten: Wer nie im Licht gestanden hat, wird nie seine Flecken sehen und wird immer so im allgemeinen mit sich selbst zufrieden sein. Und so klingt es auch aus der ganzen nichtchristlichen Jugend heraus. Man ist unzufrieden nur mit den anderen und mit den Verhältnissen. Unser Weg aber war es, daß wir uns nicht beruhigen konnten bei Vorletztem, wir mußten Letztes, Absolutes haben: da standen wir vor dem lebendigen heiligen Gott. Und als sein Feuer uns durchleuchtete, da ist unser Stolz zerronnen und unsere Selbstzufriedenheit niedergebrochen: weh mir, ich vergehe. Und diese aller-tiefste zerschmetternde Not ist der Adel unseres Lebens. Wer ganz ins Heiligtum hineindringen will und sich nicht mit mehr oder weniger großer Annäherung an das Ideal zufrieden geben kann, der kommt in einen Brand hinein, von dem freilich die anderen nichts ahnen, wie wir auch früher nichts davon wußten.

Aber in dieser Not, der Katastrophe unsres sittlichen und religiösen Lebens, haben wir, als unser Auge die

ganze Welt absuchte nach Hilfe und Rat, Jesus erblickt, den Seiland, der für uns sein Leben ließ, unsere Schuld zu tragen, ihn, in dem die ewige Gnade Gottes nach uns griff. Da haben wir es gewagt und uns ganz und rückhaltlos ihm in die erbarmenden Arme geworfen. Wir haben es aufgegeben, den Anker unseres Lebens immer in das eigene Schiff hineinzusenken. Solange wir das taten, waren wir haltlos und ohne Kraft. Wir haben den Anker in den festen Grund, in das ewige Erbarmen Gottes geworfen, dort unter dem Kreuz: da kamen wir zur Ruhe. Seither ist das unseres Lebens Lied, in dem viel mehr liegt, als die anderen verstehen: wir haben eine Gnade.

Und wir haben einen König. Die anderen haben Ideale. Sie kämpfen für das Gute, das Edle, das Keine. Und wir achten ihr Streben, und oft schämen wir uns vor ihrem Eifer. Aber wir leben nicht mehr für ein Neutrum. Wir leben für unseren König! Wir haben nicht ein Etwas, wir haben Ihn! Auf die quälende Frage nach dem Sinn des Lebens müssen die anderen klagen mit den Worten der Juden vor Pilatus: „Wir haben ein Gesetz“, ein hartes, unerbittliches Gesetz. Was anders ist das Ideal für den, der es ernst nimmt?! „Wir haben keinen König!“ Und ein jedes Herz will doch irgendwo „anbeten“ (Matthy. 2, 2), ein jedes Herz will einen König haben, einen Herrn, dem es sich nicht aus äußerem Zwang, nein, mit innerer freier Bindung ganz unterwirft. Als uns die Frage brennend wurde, die wie ein Sehnsuchtschrei über der ganzen Jugend unseres Volkes liegt: „Nicht wovon, nein wofür leben wir?“ als uns die Lebensziele, die vorher als helle Lichter unser Leben erleuchtet hatten, zerbrochen waren, — und das war unser herbstes Leid, — da haben wir in Jesus, dessen Gnade uns aus dem Zusammenbruch aufhob, unseren König gefunden; einen König, nicht wie die Kö-

nige dieser Welt, die über fast allen ihren Untertanen in nebelhafter Ferne schweben, mit denen kaum je einer einmal selbst gesprochen hat, die kaum einer wirklich kennen lernt: nein, einen König, vor dem jeder von uns ganz persönlich gestanden, in dessen Sand er sein Leben legte, in dessen Auge hinein er seinen Treuschwur leistete, dessen Herzschlag er vernahm. Wir haben einen König, vor dem wir täglich stehen, mit dem wir täglich reden, dessen Befehle und Aufträge wir täglich einholen, in dessen Dienst und Heeresfolge unser kleines armes Leben so groß und reich geworden ist.

Wir haben einen König. Je mehr Ideale die anderen haben, desto mehr fallen sie auseinander in Gruppen und Grüppchen, und jeder hält seine Fahne hoch und wirbt für seine Farbe. Sie haben kein Haupt! Außerhalb Jesus ist die Welt zerrissen. Wo dies Haupt fehlt, da bricht alles auseinander und Gegensatz und Feindschaft in grober oder feiner Form trennen die Menschen. Wir haben einen König, der unser aller Haupt ist, das Haupt seiner Gemeinde. In diese Gemeinde stellen wir uns hinein und tun nicht mehr so, als ob die Jugend allein in der Welt wäre, und die Alten wären zu nichts nütze. Solche Redensarten sind uns seither innerlich unmöglich geworden. Nein, wir stellen uns bescheiden und arbeitsfroh hinein in die große Bruderschaft und Kämpferschar derer, die diesem König folgen. In ihm haben wir die Einheit, nach der die Welt so sehnlich dürstet, die Einheit, die nicht durch eine Organisation geschaffen wird, sondern die ein Organismus ist, ein Leib, dessen Haupt Jesus ist, der König. An ihm hängt jeder einzelne mit allen Fasern seines Lebens. Und wenn manchmal Meinungsverschiedenheiten uns trennen auf Nebenpunkten: wenn der Name über alle Namen erschallt, der Name Jesus, dann sind wir einig in ihm.

Wir haben einen König, und seit Jesus kam, unser König, macht uns das nicht mehr große Sorge, was sonst noch kommt. Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Das Wort klang uns entgegen, als wir vor ihm standen. Und dann wies seine Linke hinaus: Gehet hin in alle Welt! Kämpfet, werbet, liebet! Und seine Rechte gab uns ermutigenden Handdruck: Fürchtet euch nicht, siehe, ich bin bei euch alle Tag, bis an der Welt Ende.

Und darüber hinaus!

Wir haben eine Hoffnung! Der König, der für eine Zeit von seiner Gemeinde gegangen ist, er kommt wieder. Auf den Tag freuen wir uns, auf den Tag arbeiten wir! Was wird das sein, wenn der König kommt, unser König als der Herr Welt!

Aber wenn auch unser leibliches Leben vorher im Tode zerbricht, es bleibt dabei: wir haben eine Hoffnung. Unser Leben ist nicht zwischen Geburt und Tod eingezwängt. Wie arm ist solch ein Leben. Das weiß auch die nachdenkliche Jugend. Die immer nur von der Jugend und ihren Rechten und ihren Aufgaben sprechen, die reden sich ja um Kopf und Kragen, denn sie werden ja auch jeden Tag älter. Ihr Jungen, geht zu den Alten, und laßt es euch sagen, wie lang, nein, wie kurz 40, 60, 80 Jahre sind. Und dann? Bei dieser Frage, die jedem nicht oberflächlichen Menschen täglich im Herzen wacht, legt es sich wie ein Schleier, wie ein Trauerflor auf alles Leben: und dann der Tod.

„Immer enger, leise, leise
ziehen sich des Lebens Kreise,
schwindet hin, was prahlt und prunkt.
Schwindet Hoffen, Hasen, Lieben,
und ist nichts in Sicht geblieben,
als der letzte dunkle Punkt“.

Wie arm, wie arm ein solches Dasein, weil wir „durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein müssen.“ Ein Leben, das immer belastet ist mit dem Tode. Und dann kommt ein Tag, da heißt es: Das Lied ist aus, da wards auf einmal still.

Nein, so rufen wir: Das Lied ist nicht aus, für uns nicht! Dann fängt sein schönster Vers erst an. Das Beste kommt zuletzt. Wir können durch den Horizont schauen. Sinnlos erschiene uns unser Leben, wenn es mit dem Tode aus wäre. Dann wäre es wirklich nicht der Mühe wert. Und wir können es nicht fassen, wie die anderen ein solches Leben nur ertragen können, ein beständiges Wandern mit zurück- oder abgewandtem Gesicht, um das Letzte nicht zu sehen, diese Flucht vor einem Unentrinnbaren, vor dem einzigen, was überhaupt uns allen sicher ist. Wir kennen den lebendigen Gott, für den Welterschöpfung und Weltuntergang nur Meilensteine sind auf seinem ewigen Weg, der seinen Gang geht durch die Zeitalter der Ewigkeit. Und er hat in diese kurze Erdenzeit seinen Sohn gesandt, damit die Menschen, denen er die Ewigkeit ins Herz gelegt hat, so daß sie dürsten nach Ewigkeit, nach tiefer, tiefer Ewigkeit, ihn ergreifen, ihren Seiland, und dadurch, weil sie nun in ihm sind, herübergepflanzt werden aus der Welt der Vergänglichkeit in die andere Welt, die Welt der Ewigkeit.

So haben wir über allem Schwanken und Wanken dieser Zeit „empfangen ein unbewegliches Reich“, das Reich unseres ewigen Königs. Wir schauen durch den Horizont, hinaus aufs letzte Ziel. Wenn alle Wogen dieser Zeit sich verlaufen haben werden zu den Füßen des Thrones Gottes, und Zeit wird nicht mehr sein, dann wird ein neuer Himmel sein und eine neue Erde, auf denen Gerechtigkeit wohnt, dann wird das Gerüst dieser Welt abgebrochen, und das herrliche Gebäude des

Reiches Gottes wird erscheinen, und über alle Mächte und Gewalten, die sich wider ihn setzten, solange die Welt stand, wird der Triumph erschallen: nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Und wir werden bei dem Herrn sein allezeit. Und die wir so oft seufzten unter unserer Sünde und Unvollkommenheit, wir werden ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Das ist unsere Hoffnung, die Hoffnung, die unser Leben heraushebt aus dem zwecklosen Auf und Nieder, Sin und Ser. Wir haben ein Ziel! Wir wandern dem ewigen Morgen entgegen, darum haben wir Morgenlicht auf dem Angesicht, das Licht der Sonne, die durch Wolken bricht, durch alle Wolken dieser verworrenen und oft so sinnlos erscheinenden Zeit.

Wir haben eine Hoffnung! Und deshalb rufen wir die Jugend. Nicht mit dem Gedanken: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Das ist das Wort der Parteien und Gruppen, die die Jugend zum Mittel für ihre Zwecke machen wollen und sie deshalb einzufangen suchen, um ihren Sonderbestrebungen Dauer und Fortsetzung zu sichern. Weil wir die Zukunft haben, darum wollen wir die Jugend haben! Nein, nicht wir, Jesus soll sie haben, denn er hat die Zukunft.

Jesus Christus gestern, das ist die Geschichte, die da geschehen ist von Bethlehem bis zum blutigen Kreuz von Golgatha, bis zu des Vaters Thron — für uns: wir haben eine Gnade. Jesus Christus heute: wir haben einen König, dem wir dienen, der uns zusammenschließt, der uns trägt. Jesus Christus in Ewigkeit! Das ist unsere Hoffnung. Jesus allein.

Was wir haben, die Gnade, den König, die Hoffnung. Und das ist unser uns eigentümlicher Besitz, den sonst niemand hat in der Jugendbewegung als die Christen, die niemand hat, der Jesus nicht hat. Aber haben

wir ihn wirklich? Darauf gibt kein Verein, keine Bewegung die Antwort. Die Antwort mußt du geben. Nicht „wir vom C. V. J. M.“ haben das alles. Ob du es hast, das ist die Frage. Die anderen können von ihrer Bewegung getragen werden, wir sind verloren, wenn uns, uns selbst, den einzelnen nicht Jesus trägt. Dann hast du nichts in Ewigkeit. Und diese ewige Armut bezeugt sich jetzt schon im Gewissen: doppelt, ja tausendfach arm ist der, der unter den Kindern des Reichs wohnt und sieht ihren Frieden und hört ihr Lied und hat kein Teil am Reich Gottes.

Kaum!

„So der Gerechte kaum erhalten wird, wo
will der Gottlose und Sünder erscheinen?“

J. Petri 4, 18.

Das kleine Wörtchen „kaum“, so wie es in diesem Verse steht und aus diesem Verse immer wieder heraustritt und mit starken Händen nach mir greift, will mir nicht aus dem Sinn. Es steht an mancher Station des Pilgerweges, an mancher Wendung der „Schranken“, in denen der Lauf verordnet ist, wie ein aufgehobener Finger. **Kaum!**

Der ganze Vers hat einen so ernsten Ton. Man wird durch ihn mit Macht in das Licht jenes Tages gestellt, und in diesem Licht bekommt alles seine eigenartige Beleuchtung. Da schwindet die Bedeutung von Kurschwankungen und Valutasorgen, da bleibt von allen vielen Fragen, die uns jetzt umtreiben, nur eine: Wer wird bestehen? Wo wird man erscheinen? Und nun: der Gerechte **kaum**?

Will das Wort das Siegeslied der Gerechten in ihren Gütten ersticken? Will es den Grund erschüttern, auf den wir uns gründen, das Blut der Versöhnung außer Kraft setzen, durch das wir gereinigt sind, die wir an ihn glauben?

Liebe Freunde, es mag sein, daß für manche dies Wörtchen „kaum“ diese Bedeutung hat. Ihm alles zu erschüttern! Ihm tief in die Augen zu schauen: dein Lied war noch nicht das neue Lied, das allein der Herr einem Menschen in den Mund legen kann, wenn er

einen Mund fröhlich macht, wenn er einen Menschen hinzu tut zu der Schar derer, die selig werden. Dein Grund war noch nicht der Fels, auf den allein der Herr die Füße eines Menschen stellen kann, so daß er gewiß treten kann. Dein Lied wird verstummen an jenem Tage, dein Grund wird versinken dann, wenn du, weil alles, alles stürzt, nichts so sehr bedürfen wirst als einen ewigen Salt.

O, ein treues Wort Gottes! Es will uns durch-
aus nicht verloren gehen lassen.

Und darum kommt dieses ernste kleine Wörtchen „Raum“ auch zu den „Gerechten“, damit anfangs das Gericht am Hause Gottes. In diesem kleinen Wörtlein ist die Kraft des Wortes Gottes. Raum erhalten! Das löscht nicht die Gewißheit des Angenommenseins aus, aber es zerstört gründlich allen falschen Mut, alle fleischliche Sicherheit, als ob es mir nimmermehr fehlen könnte und ich die Sache schon schaffen werde. Das höhlt nicht das Wort „Gnade“ aus, als ob es auf unser Tun ankäme, sondern es beugt uns auf unser Angesicht, die Allmacht der Gnade zu preisen, daß sie trotz der unheimlichen Widerstände in uns und unserem natürlichen Wesen, in die wir zuweilen mit Entsetzen hineinschauen, trotz der Macht der Versuchung, die uns von allen Seiten umgibt, trotz der Schwachheit unseres leicht von falschem Feuer hingerissenen Herzens uns dennoch, dennoch retten will.

Raum! In dem Wort höre ich nicht das Seufzen und Wehzen eines keuchenden Läufers, der mit aller Anstrengung und zusammengeraffter Kraft noch endlich das Ziel erreicht, weil er sich so treu geplagt hat. In dem Wort sehe ich, wie ein Petrusauge, ein tiefes, ernstes, wissend gewordenes Auge mich anschaut, und es blinkt etwas in dem Auge von der Träne, die ihm nie wieder getrocknet ist seit der Stunde, da er da hineingeschaut hatte, wieviel Arbeit er seinem Meister gemacht hat mit seinen Sünden

und wieviel Mühe mit seinen Missetaten seit er seinen Seiland hat unter der Last stöhnen hören und zusammenbrechen sehen, weil auf dem Holz, das er trug, auch seine, des Petrus Sünde lag. Das hat er nie wieder vergessen können, und auch das nicht, wie nahe er, der der Treuste hatte sein wollen, dem ewigen Abgrund gewesen war, welches gewaltigen Risses der treuen Seilandsband es bedurft hatte, ihn von dem Rand des Verderbens zurückreißen, in dem sein Genosse und Freund vor seinen Augen versank.

Kaum! Bei diesem Worte sehe ich die Hände des älter gewordenen Apostels sich falten. Je reifer er geworden ist, je näher er dem großen Erntetag kommt, um so heißer wird die Sonne brennen, um so heftiger werden die Stürme ihn rütteln um so tiefer wird die Anfechtung ihn bedrängen. Er ist noch nicht am Ziel. Und er kennt den Verräter in der eigenen Brust, der heimlich mit dem Feind gemeinsame Sache macht: Herr, habe acht auf mich. Kaum! Ja Herr, das kann ich jetzt besser verstehen als damals, da ich es dir nicht glauben wollte. Kaum! Ja, Herr, im Blick auf mich, Kaum! Aber doch: Herr, dennoch errettet, dennoch erhalten, weil Gnade Gnade ist und Rettung Rettung heißt; Rettung der Verlorenen und Verdorbenen, auch derer, deren Herz immerdar den Irrweg will.

Kaum! Bei dem Wort sehe ich den Apostel anschauen zu seinem Seiland empor: und wenn der Leib zerbricht und am Ende des Weges steht ein Kreuz. Kaum! Ja, Herr, aber dennoch erhalten: „fluten der Trübsal verrauschen, vergehen, Jesus, der Treue, bleibt ewig mir stehen.“

Ein kleines Wörtchen und hat doch die Kraft göttlichen Wortes in sich. O, ein treues Wort Gottes: es will uns durchaus nicht verloren gehen lassen.

Das Geheimnis des Herrn.

„Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen.“

Psalm 25, 14.

In allem Glauben ist ein Geheimnis „Ein begriffener Gott ist kein Gott“ sagt Tersteegen. Wenn wir Gott restlos erfassen und begreifen könnten mit unserem Verstande, so wäre es kein Gott, an den wir glauben und den wir anbeten dürften. Ueber den wären wir ja ganz Herr geworden. Wie könnte er unser Herr sein?

Weil die Dinge des Glaubens über das hinausgehen, was wir mit unserem Verstande erfassen können, darum ergeben sich für uns die Konflikte, sowohl im Blick auf das, was uns über Gott, sein Wesen und sein Tun und den Rat seiner Gnade zu unserer Erlösung offenbart ist, wie auch im Kampf des täglichen Lebens, wo uns über den Lebensführungen immer aufs neue die Aufgabe ersteht, trotz alles Dunkels an unserem Gott im Glauben festzuhalten. „Das Geheimnis des Herrn“ umgibt uns auf allen Seiten.

Die Welt hat Rätsel, Gott hat Geheimnisse. Für die Verstandeserkenntnis liegt die Welt mit ihrer Fülle von Erscheinungen und mit dem bunten krausen Gang der Geschichte und Schicksale vor uns wie eine große Maschine, ein Riesenuhrwerk. Wir forschen und fragen es aus. Dabei kann unser Herz völlig kalt bleiben. Und die Gelehrtesten mögen oft die Allerunglücklichsten sein. Wenn wir die Welt nur als solch ein Uhrwerk ansehen, so werden wir es erleben:

eine Uhr hat kein Herz, das sich uns erschließen könnte. Da bleiben überall harte, hoffnungslose Rätsel.

Aber Gott hat ein Herz, und sobald wir es uns vor Augen halten, daß über der Welt und der Weltgeschichte mit ihren Rätseln der lebendige Gott steht, so dürfen wir bei allem, was unverstanden und dunkel vor uns liegt, nicht von Rätseln reden, sondern von Geheimnissen des Herrn. Das klingt ganz anders, warm, persönlich. Wenn ich von einem Geheimnis des Herrn rede, so liegt darin, daß hinter dem Geheimnis ein Herz steht, das da, wo ich nur Dunkel sehe, wohl weiß, was es für Gedanken über mir hat, das alles wohl bedenkt, und das mich lieb hat.

Das Sinnbild der unverstandenen, schmerzvollen stummen Rätsel ist die Sphinx, ein wahrhaft heidnisches Bild. Man kann darum herumgehen und fragen: warum, woher, wozu und wohin? und findet keine Antwort. Es bleibt uns nichts, als ein Starren in ein steinernes Angesicht, das nie lächelt, das vor allem nie spricht. Da sind Augen, die nicht sehen und Ohren, die nicht hören. Ein Stein hat kein Herz, ein Rätsel kann nicht Antwort geben und reden, es kann nur den Menschen quälen.

Das Zeichen des Geheimnisses Gottes ist das Kreuz. Wir werden es auch nicht mit unserem Verstand ergründen. Wir werden immer davor stehen bleiben müssen, aber nicht gequält, sondern anbetend, nicht starrend in ein steinernes Angesicht, sondern wie das Kreuz zu uns redet, da merken wir: hier können wir uns durch das Geheimnis hindurch an ein Herz werfen. Auch wenn wir in seinem Kreuz und unserem Kreuz vieles nicht verstehen, können wir doch unser Haupt bergen an der Brust des guten Hirten der sein Leben ließ für die Schafe, und der uns führen wird auf rechter Straße um seines Namens willen.

Wenn wir das irdische Wort „Rätsel“ in die himmlische Sprache übersetzen wollen, dann heißt es: das Geheimnis des Herrn. Dann senken sich die Fragen zu Gebeten. Was wir nicht ergrübeln können, das sollen wir finden. Was sich unserem verstandesmäßigen Erkennen entzieht, das erschließt sich uns so, wie der Osterfürst dem zweifelnden Thomas, wenn wir ihm begegnen. Weil wir es mit Geheimnissen zu tun haben, haben wir eigentlich mit dem zu tun, dessen Geheimnisse es sind, der die Schlüssel in seiner Hand hat: mit dem Herrn. Da wird alles sachliche Forschen zum persönlichen Suchen. Wenn wir mit Rätseln ringen, dann werden wir müde und matt, das Herz wird wund und wirr. Wir müssen uns bei aller Dunkelheit der Schrift und unseres Lebens vor Augen halten: wir haben es mit Geheimnissen des Herrn zu tun, und diese Geheimnisse können wir nicht ergründen, wenn wir um dieses Herz, das dahinter steht, herumgehen wollen, wenn wir dieser persönlichen Fragestellung ausweichen. Wir können nicht Christentum haben, wenn wir nicht Christus haben, wir können nicht das Reich Gottes sehen, und in den Himmel kommen, ohne daß wir erst zu Gott gekommen sind. Es ist alles ganz persönlich: der Herr erschließt uns die Geheimnisse des Herrn.

Und er erschließt seine Geheimnisse nur denen, die ihn fürchten, und das heißt doch im tiefsten Grunde eigentlich nur dies: nur der kann Gottes Geheimnisse finden, der seine Seligkeit schafft mit Furcht und Zittern. Es gibt viele sogenannte Gottsucher, deren Suchen ist unwahr. Sie verstecken sich hinter den Problemen vor dem Angesicht Gottes. Sie werfen Fragen auf, wie man einen Wall und Damm aufwirft, hinter dem man sich verteidigt gegen die Angriffe eines, der einem hart zusetzt. Man fordert Zeichen und fragt nach Weis-

heit wie zu der Apostel Zeiten, und man weiß es ganz genau, um was es sich eigentlich handelt. Aber man gibt vor, zu suchen und hat im Grunde doch nur ein Verlangen, daß man durchaus nicht finden möchte, weil man weiß, dann findet man den heiligen Gott, der sich uns offenbart hat, und man muß unter das Kreuz und in das Gericht.

Die so stehen, werden das Geheimnis Gottes nicht erkennen. Das Auge für Gottes Geheimnis liegt im Herzen, in einem zerbrochenen, zerschlagenen, demütigen Herzen. Das Geheimnis ist unter denen, die ihn fürchten, die vor dem Ernst, der Heiligkeit Gottes still geworden sind und eins ganz klar erkannt haben: ich kann vor ihm nicht bestehen; die nach einem Erretter und Versöhner ausschauen und unter dem Kreuz von Golgatha den Tilger ihrer Schuld und die Vergebung der Sünden gefunden haben. Das sind die Herzen, unter denen das Geheimnis des Herrn ist.

Diese Wahrheit wird heute so oft vergessen von denen, die „von Christus gar erbaulich sammeln und so den Weg zum Kreuz verrammeln“. Wir müssen wieder zurückkommen zu der Art des Psalmisten, diese Frage zu beschauen: „Wer glaubt es aber, daß du so sehr zürnst, und wer fürchtet sich vor solchem, deinem Grimm? Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir Flug werden.“ Nur wer sich vor dem Zorn Gottes, wer sich vor Tod und Gericht und vor der ewigen Verdammnis hat fürchten lernen, der wird Flug werden, dem wird das Geheimnis des Herrn erschlossen. Professor Cremer in Greifswald hat solchen Studenten, die das Studium der Theologie meinten aufgeben zu müssen, die Frage vorgelegt, ob sie den Vers erlebt hätten: Ich fürchte mich vor dir, daß mir die Haut schaudert. Wenn solch inneres Erzittern ihnen bekannt sei, dann seien sie geeignet, trotz aller Zweifel und Glaubensnöte, Gottes Geheimnis zu verkünden.

Es sind im Kriege manche, wie sie sagen, an ihrem Gott irregeworden. Wie kam das? Sie hatten sich einen „lieben Gott“ zurecht gemacht, dessen Bild ihnen jetzt freilich erschüttert sein muß. Wer in harmloser Frömmigkeit über Gott etwa dachte nach des Dichters Wort: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein Lieber Vater wohnen“, wer sich der Freundlichkeit und Güte Gottes in allen Lagen getrösten wollte, ohne in der Sündenerkenntnis und der inneren Beugung Gottes wahres Wesen, seine heilige Liebe kennen gelernt zu haben, der mußte im Laufe der letzten Jahre an ihm irrewerden. Aber wer in der Not der Sünden sich vor Gott hat fürchten lernen und durch Gottes Gericht gegangen ist, der hat das Geheimnis Gottes gefunden, der ist auch nicht irregeworden, als Gottes Gericht über die Sünden der Welt erging und seine Gerechtigkeit mit den Menschen handelte. Ein unbiblischer, sogenannter Glaube an einen selbstgemachten Gottesbegriff, an dem nur alles süß und weich nach Liebe klang, der ist zuschanden geworden in harter Zeit, aber die den Herrn fürchten, sind über den Geheimnissen ihres Herrn, und ob sie noch so dunkel und schwer auf ihnen lasten, an ihrem Herrn nicht irregeworden. Sie finden sich auch in einer veränderten Welt Gottes zurecht, weil sie Gottes gewiß geworden sind in seiner Gnade, wenn auch das, was die Welt hat und bringt, ihnen ganz ungewiß ist.

Freilich ist uns manches an unserem Gott noch dunkel: das Geheimnis ist des Herrn, und er teilt die Wahrheit und das Geheimnis den Menschen zu, denen er diese Gabe schenken will, „wem es der Sohn will offenbaren.“ Alle Enthüllungen seines Wesens sind Gnade, wir können sie nicht erzwingen, indem wir im Vertrauen auf unsere Geschicklichkeit und unseren Geist durchzubrechen suchen zu den Geheimnissen Gottes

und uns hineindrängen wollen in das, was noch verborgen ist. Das Geheimnis ist des Herrn. „Sage doch, wie heißest du“ fragt Jakob (1. Mose 32, 30) den Mann, der mit ihm rang. „Aber er sprach: Warum fragst du, wie ich heiße? und er segnete ihn daselbst.“ Wir mögen auch manchmal bei einer uns dunklen Aussage der Schrift oder bei einer uns zerschlagenden Lebensführung emporsehnen zu dem Herrn: Sage doch, wie heißest du, was ist dein Name? Wie kann ich das Geheimnis, das mir hier begegnete, meinem Herzen und Geist auf einen Ausdruck bringen? Oft finden wir keine Antwort, aber ungesegnet wird uns der Herr nicht von seinem Angesicht schicken. „Er segnete ihn daselbst.“ „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ „Du wirst es aber hernach erfahren.“ So wird er uns oft in die Demut hineinbescheiden, und es wird vieles, wie Teerstegen sagt, für die himmlische Akademie übrig bleiben müssen. Bei einer Erfindung an einem Webstuhl vor einigen Jahrzehnten in einer Elberfelder Fabrik wurde das Geheimnis des Erfinders an der Maschine durch einen verschließbaren Kasten den Augen des Beschauers verborgen. Als ein sachverständiger Ausländer einmal das Wunder des Webstuhles beobachtete und den Weber nach der Mechanik des Stuhles fragte, die in dem Kasten verborgen war, erhielt er die Antwort: Den Schlüssel hat der Meister. So werden auch wir manchesmal unserer Seele antworten müssen, wenn ihre Fragen über den Geheimnissen erwachen: Den Schlüssel hat der Meister.

Aber die ihn fürchten, zieht der Herr hinein in sein Vertrauen und weicht sie ein in das, was er für sie hat und ist. Nur die, die ihn fürchten! „Wachset in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi.“ In der Erkenntnis Christi kann nur der wachsen, der der Gnade täglich, stündlich nötiger bedarf, im Gefühl seiner Sünde gebeugt. Wer es mit der Sünde nicht genau nimmt, der wird

unfähig, die Heiligkeit Gottes zu verstehen, das Gericht seines Kreuzes und die Gnade seiner Versöhnung und Erlösung. Wenn irgend etwas unser Herz besitzt, das gegen Gott ist, Geld, Ehre, Lust der Welt, so können wir ihn nicht erkennen. Wenn unser Auge ein Schaalk ist, wird der ganze Leib finster sein. Dann werden auch alle Führungen und Gesichte der Völker uns zum Anstoß und zum Aergernis.

Aber je mehr Feindschaft gegen die Sünde, je mehr Heiligung unseres Lebens, je mehr Ernstnehmen mit dem Kampf gegen die Sünde bei uns ist, um so vertrauter werden wir mit Gott und seinen Gedanken sein. Er läßt, die ihn fürchten, seinen Bund wissen, den Bund seiner Gnade, das Wort vom Kreuz und der Versöhnung und was darin beschlossen liegt und daraus fließt für Zeit und Ewigkeit. Je mehr wir innerlich hineingegangen sind in das Gericht über die Sünde, desto mehr Verständnis werden wir haben für Gottes Beweggründe bei seinen Gerichten und ihren inneren Notwendigkeiten, desto mehr werden wir vertraut sein mit seinen Zielen und Zwecken, desto völliger werden wir einwilligen und einverstanden sein, auch mit den schweren Führungen, die uns demütigen, aber uns ihm auch näher bringen und uns die Sünde verleiden, desto größer wird auch die Seligkeit sein, die der Heiland preist: Selig, der sich nicht an mir ärgert.

Das ist der Grund, warum wir bei so vielen einfachen schlichten und, wie die Welt sagt, ungebildeten Christen, die im Ernste Gottes wandeln, die himmlische Weisheit finden, die Weisheit, die von oben ist. Solche Leute gehen ihren Weg durch die Wirren der Zeit, ohne an Gott irre zu werden, weil sie in der Furcht Gottes gegründet, mit Gott vertraut geworden sind.

Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten. Das wird einmal der Inhalt der Herr,

lichkeit Gottes im Himmel sein, auf dem Berge, wo die Säule hinweg genommen ist von dem Angesicht der Völker, wo wir ihn sehen werden, wie er ist. Kierkegaard, so tief gegründet in der Erkenntnis der Sünde, so verzehrt von dem Sehnen nach der Erkenntnis Gottes, hat sich auf seinen Grabstein den Spruch gedichtet:

„Noch eine kurze Zeit,
dann ist's gewonnen
dann ist der ganze Streit
in nichts zerronnen,
dann darf ich laben mich
an Lebensbächen
und ewig, ewiglich
mit Jesus sprechen.

Das Geheimnis ist unter denen, die ihn fürchten. Und heute, und du? In diesem Spruch liegt eine wunderbare Verheißung. Wer ihn fürchtet, der wird ihn finden, den läßt er seinen Bund wissen. Da wird kein vergebliches Suchen sein. Wenn in der Not des Gerichtes einer an Gottes Tür anklopft, arm und gebeugt, und nach dem Wunder fragt, das auf Golgatha geschehen ist, dem wird aufgetan.

„Hat ihn je ein Herz gefragt
nach dem ewigen Leben,
hat er immer mild gesagt:
Komm, ich will dirs geben.“

Gluchen sie, so segne du.

Es war in einer der dunkelsten Stunden seines Lebens, als dem David auf der Flucht vor seinem Sohne Absalom Simei, ein Verwandter des Saul, nacheilte und den gebeugten König mit Steinen bewarf: „Heraus, heraus, du Bluthund, du heillosen Mann! Der Herr hat dir vergolten alles Blut des Hauses Sauls. Nun hat der Herr das Reich in die Hand deines Sohnes gegeben.“ (2. Sam. 16, 5–14).

War das für David Gottes Wort? War das die rechte Deutung seines furchtbaren Erlebens? Nein! David war unschuldig am Blute des Hauses Sauls. Er hatte seinem Vorgänger nichts anderes als Liebe erwiesen sein Leben lang. Simei urteilte nach dem Schein, und richtete David so, weil er diese Auslegung seines Unglücks wünschte. Als Verwandter Sauls neidete er den neuen König.

Es ist oft sehr voreilig, eine schwere Lebensführung, die Gott über eins seiner Kinder kommen läßt, alsbald als Gottes letztes Wort und endgültige Absicht hinzustellen, und es wird über das Kreuz und die Widerwärtigkeiten eines Kindes Gottes oft von der Welt ein, wenn auch fromm klingendes, so doch gründlich verkehrtes Urteil gefällt. So wie hier Simei: „Der Herr hat dir vergolten. Der Herr hat dein Reich deinem Sohne gegeben.“ Gott läßt oft dem Bösen eine Zeitlang freien Lauf, auch im Leben seiner Kinder, aber dann darf man das nicht leichtfertig als Gottes Urteil über den Menschen erklären. Nein, Simei hat nicht recht, und der Herr hat ja bald alles wieder ganz anders gewendet.

Aber eigenartig, was unwahr ist im Munde des Schmähers, was Simei dem David nicht vorhalten durfte, das empfängt seinen göttlichen Wahrheitsinhalt, wenn David sich selbst dies Urteil in einem anderen geistlichen Verständnis zu eigen macht. Sein Feind darf ihm nicht sagen: Der Herr ist gegen dich. Aber ganz anders ist es, wenn ein Gotteskind seinen Herrn in der Trübsal versteht und in all dem Schweren, das kommt, seines Gottes Hand erblickt: „Es ist der Herr!“

Wer sich nicht so zu einem Unglück stellt, der wird wie Simei schäumen und wüten und seinem Froll und seiner Bitterkeit in ungerichten Vorwürfen und Kränkungen gegen Unschuldige Luft machen. Er hatte das Gericht über das Haus Sauls nicht aus Gottes Hand genommen; und nun tobte er gegen die Menschen und verannte sich in wüsten Angriffen, die er später mit tief demütigendem Flehen wieder abbitten mußte.

Und zu einer ähnlichen Stellungnahme wollte den David auch sein Begleiter Abisai verleiten: Ich will hingehen und diesem Simei den Kopf abreißen. So knirschte dieser Kecke voll Wut über die Beleidigung seines königlichen Herrn. Den Kopf abreißen! Wahrhaftig, wir können ihn heute so gut wie nie verstehen. Es ist ihm nicht übel zu nehmen, daß er so spricht — nach der Menschen Weise zu reden. So wehrt sich der natürliche Mensch gegen Kränkungen. So greift das Fleisch zum Schwert, wie Petrus später für den Davidssohn im Garten Gethsemane.

Wie anders aber stellte sich David zu der Stimme des Lästerers. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Simei mit dem Tode zu bestrafen, aber er sah in diesem Vorgang die Hand seines Gottes, die ihn demütigte, die Rute des Vaters, die ihn schlug. Und darum sagte David: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihn geheißen.“ Nicht als ob David meinte, daß Gott durch

seinen Geist den Simei zu diesem Werke angetrieben hätte. Nein, es war nur der Ausdruck der gesegneten inneren Stellung des David: „Er hatte es in allem immer nur mit Gott zu tun!“ Darum sein Wort: „Wer kann nun sagen, warum tust du also?“ Dies Wörtchen „warum“ wurde von David immer nur nach oben gerichtet: „Warum tut der Herr also?“ und wir sollten es auch immer nach oben richten. Da wandelt es sich in das Wörtchen „wozu“ und lenkt unseren Blick auf das Ziel, das Gott mit uns hat, und gibt uns Licht.

Gott bedient sich oft der Bosheit der Menschen, um seine Kinder zu demütigen und zu erziehen, so wie der Arzt Gift anwenden kann, um heilende Wirkung zu erzielen, so wie der Goldschmied Feile und Hammer benutzt, um ein Kleinod herzustellen. Welchen Frieden hat der, der von diesem Geheimnis weiß und so zu seinem Gott steht, daß er dessen Hand in allem erblickt. Der ist nicht mehr abhängig von dem Urteil der Leute, der weiß, zumal im Elend, daß er kein Spielball des Zufalls ist, sondern sieht des Vaters Hand in seiner Not: „So ihr die Züchtigung erduldet, so erbiethet sich euch Gott als Kindern.“ (Ebräer 12, 7).

Zu der Haltung des Davids veranlaßte ihn aber noch ein Grund. In der Sache zwar, die ihm Simei vorwarf, an dem Tode des Saul war er völlig unschuldig, und was ihm jetzt von seinem aufrührerischen Sohne Absalom widerfuhr, war schändlicher Undank. Aber! Aber! — — „Du Bluthund!“ hatte Simei gerufen. So ungerecht das war in Simeis Mund, so unzutreffend im Blick auf Sauls Tod — es klebte doch Blut an Davids Hand, Urias, seines Feldens, Blut, dessen Weib der König verführt hatte. Wohl war diese Schuld ihm vom Herrn vergeben worden nach langer Zeit tiefster Buße, aber jetzt, wo dieses Lästervers Wort so gegen ihn losfuhr,

blieb David ganz still. Er verstand seinen Gott. Die ganze Geschichte seines Ehebruchs und was damit zusammengehangen hatte, stand vor seiner Seele. Von da an war in seinem Haus die Zucht gelockert, hob die Sünde auch im Leben seiner Kinder viel ungescheuter und entfesselter ihr Haupt empor. Von seiner eigenen Sünde und Zuchtlosigkeit kam schließlich auch das her, was ihm jetzt Absalom antat. Daher dies alles. Daher auch dieser Schmäher! Da schwieg David still: „Der Herr hat es ihn geheißten.“

Wunderbar, wenn Gott mit uns rechnet! Ob wir uns auch von dem ganz frei wissen, was die Menschen uns vorwerfen: o, wenn sie ahnten, wie uns über ihren Worten ganz anders innerlich Gottes Hand packt, wie Gottes Gericht in uns ist! Manchen Vorwurf der Menschen können wir abweisen. Unsere Sache ist gerecht. Aber unter dem, was wir leiden, legt der Herr seinen Finger auf etwas ganz anderes. Da werden innerlich die Bücher aufgetan, da neigt der Jünger des Herrn sein Haupt: Herr schlage zu, ich habe viel Schlimmeres als dies verdient. Wenn es mir gehen sollte nach Recht und Gerechtigkeit, dann ginge es nach dem Worte unseres Kirchengebets: „daß wir nach deinem gerechten Urteil die ewige Verdammnis auf uns laden.“ Und darum wird in solcher Lage ein Gotteskind so still: Ich will mich seines zeitlichen Gerichtes nicht weigern, auch nicht seiner demütigenden Wege, denn wenn wir so gerichtet werden, dann werden wir von dem Herrn gezüchtigt, daß wir nicht samt der Welt verdammt werden. (1. Kor. 11, 32). Wohl dem, dem solche Klarheit wurde.

Unser Volk hatte, das ist mir kein Zweifel, eine gerechte Sache gegen seine Feinde. Aber Gott hatte eine gerechte Sache gegen unser Volk wegen seiner Sünde, und darum können die Jünger des Herrn, wenn jetzt Gottes Gericht über uns geht, nicht anders, als vor

Gott schweigen. Die Anklagen und Ruhmredereien unserer Feinde können wir innerlich ruhig beiseite legen. Sie haben kein Recht, uns zu schlagen mit ihren großen Worten und sollen wissen „daß sie auch einen Herrn im Himmel haben.“ Aber durch sie schlägt uns der Herr, und Er hat recht. Unsere Sünde, unsere tausendfache Sünde verklagt uns vor ihm. Und darüber will er jetzt mit uns reden.

Geht es uns nicht so immer wieder, liebe Brüder und Schwestern. Bei manchem, was ich nicht unmittelbar als Strafe ansehen kann und darf, geht doch zwischen mir und meinem Gott ein geheimes Handeln vor sich. Ich verstehe! Und ob mich meine eigenen Verwandten und Freunde vielleicht verteidigen wollen gegen die Ungerechtigkeit der Menschen oder mich bedauern, daß ich solche durchmachen muß: ich weiß Bescheid! Es hat seine Zusammenhänge, und es hat sein Ziel: Näher mein Gott zu dir, näher zu dir!

Darum, weil David sich so gebeugt hat vor seinem Gott und in allem seines Gottes Hand sah, erschien ihm die Schuld des Simei in milderem Lichte; er ließ sich vor allem nicht erbittern gegen das Werkzeug, durch das Gott ihn demütigte und war fern davon, sich an ihm zu vergreifen. Wie viel können wir daraus lernen für unser Volk und für uns selbst. Wir sollen nicht, wie mancher Hund es tut, in den Stock beißen, mit dem wir geschlagen werden, sondern uns die Züchtigung zu Herzen gehen lassen. Ja wer seines Gottes Handlungsweise mit sich versteht, der kann nur in der Furcht Gottes sein Verhalten ordnen zu denen, die ihm als Gottes Geißel und Rute in den Weg treten: wir haben es nur mit Gott zu tun.

Und das hält uns auch davon ab, zu vergleichen, ob denn der, der uns jetzt demütigt, besser oder schlechter ist

als wir. Daß Simei gottloser war als David, das war für diesen jetzt gar keine Lösung seiner Schwierigkeit. Es war auch nicht seine Sache, darüber in diesem Augenblick nachzudenken. Es kann wohl eine Anfechtung des Glaubens werden, wenn sich offenbare Gottlose erheben dürfen über die Kinder Gottes. Aber die Gläubigen wissen: Gott läßt oft die Seinen züchtigen durch Knechte des Satans und hat sein Volk oft heimgesucht und auch innerlich zurecht gebracht durch Völker, die voller Greuel und Scheuel der Seiden und schlechter waren als Israel. Wir können uns, für uns persönlich und auch als Glied unseres Volkes, manchesmal bergen in Jesu erbarmenden und freundlichen Worten: Meint Ihr, daß die achtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel und sie erschlug, seien schuldiger gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnten? Wir können es getrost Gott überlassen, wenn man unser Unglück und unsere Niederlage dazu mißbrauchen will, uns unter alle Menschen auf Erden herabzusetzen. Aber solches Vergleichen ist gar nicht die Sache dessen, der in Gottes Züchtigung liegt. Daß der Segen Gottes kommt aus unserer Not, das ist die eine Sache, die uns vor Augen stehen soll.

Und Gott hat seine Absicht mit jedermann, seine Segensabsicht in jeder Not. Wenn das auch die erkennen wollten, die bisher noch nicht im vertrauten Umgang mit ihm stehen! Manche Not ist nur wie der schwarze Hund, den der Schäfer ausschickt, um die Schafe zu ihm, dem Hirten zu treiben, ist nur wie ein Steckbrief, den Gott hinter einem Menschen her erlassen hat. Er sprach zur Not: Halt du ihn mir fest. Ein Steckbrief der Liebe zum Segnen, nicht zum Strafen. Die Not ist die Hand Gottes, die hinter dem Menschen hergreift. Eine Schwalbe hatte sich in eine Scheune verirrt, und der Bauer wollte sie ins Freie jagen. Aber

sie fuhr aus Angst vor ihm hin und her und verletzte sich immer aufs neue im Dunkeln, bis sie endlich ermattet liegen blieb. Da trug der Bauer sie ins Freie. Dieser Schwalbe gleichen viele Menschen, die auf der Flucht sind vor Gott, der mit allerlei Trübsal nach ihnen greift, und sie verstehen ihn nicht. Wohl dem, der wie David in der Unbill, die ihm widerfährt, das Greifen Gottes erblickt und sich endlich, endlich fallen läßt in die Arme seines Friedens.

Und dazu soll bei manchen auch die Not dienen, die ihnen ihre Kinder machen. David sprach zu Abisai und allen seinen Knechten: „Siehe, mein Sohn, der von meinem Leibe gekommen ist, steht mir nach meinem Leben“. Das war der bitterste Tropfen in dem bitteren Kelch der Demütigung, aber das war wohl auch in Gottes Hand die stärkste Segnung in dieser Trübsal. Ein Mensch sieht seine Sünden, sein Schlimmstes an sich nie so, als wenn die eigenen Sünden ihm in seinen Kindern wieder vor die Augen treten. „Mein eigener Sohn“ sagte David „trachtet mir nach meinem Leben. Da kann ich mich nicht wundern über Simei.“ Die Sünden seines Sohnes beugten ihn tief. Bei ihm wohl besonders deshalb, weil es genau dieselbe Schuld war, die auf seinem Gewissen gelastet hatte: er hatte auch einem nach dem Leben getrachtet, dem Uria.

Aber ob es auch nicht so offenbar genau dieselbe Sünde ist, die uns in unseren Kindern begegnet: nichts kann einen Menschen so demütigen, wie die eigenen Kinder, nichts ihm so die eigene Sündhaftigkeit vor Augen führen, nichts so die eigene Ohnmacht uns klar machen, wie die Schwierigkeiten, die in der Erziehung der Kinder uns entgegentreten. O, wir verstehen so gut, warum David an jenem Tag so still und schweigend und innerlich gebeugt war. Es sind schon manche Eltern, die

früher laut waren, auf diese Weise still geworden. Das war Gottes ernsteste Sprache. Die Not, die die Kinder machten, und zugleich doch sein freundlichster Ruf: Komm, nun kannst du es doch nicht mehr ohne mich. Nun lege dein Leben und mit ihm all die Deinen in meine Hand, dich und dein Haus.

Tief gebeugt war David, aber auch tief gesegnet in seinem Leid und innerlich voll seligen Friedens. „Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen und mir mit Gutem vergelten sein heutiges Fluchen.“ Er setzte seine Hoffnung auf den Herrn, der alles Harte und Schwere wandeln kann in Gnade und Segen. Gott kann alles wandeln. „Fluchen sie, so segne du“, so bittet David im Psalm 109, 28. Das war der Schild, mit dem er sich deckte gegen diesen seinen Feind. Können wir das nicht auch tun? Können wir nicht auch unter den Schlägen unserer Feinde innerlich tief gesegnet und glücklich ein Leben des Friedens führen, indem wir uns gegen alle Anwürfe der Menschen decken mit diesem Schild: Fluchen sie, so segne du. Wir haben es nur mit Gott zu tun!

Wer sich vor Gottes Gericht beugt, der kann sich ein Herz fassen zu Gottes Gnade und kann wie David, wenn auch müde von den schweren Wegen, die Gott ihn führte, sich innerlich erquicken in seinem Gott. Und ob ein weites Stück unseres Weges solch ein Simej neben uns her geht, ein Verkläger, der uns unsere alten Sünden uns zur Demütigung vorhalten darf, wir haben es nicht mit diesem peinlichen Begleiter zu tun. Wir lenken unser Ohr von seinen Worten hinweg auf das leise Flüstern des Geistes Gottes. Wir lenken unsere Auge von den Steinen und Erdklößen, mit denen er uns bewirft und vor den Menschen entehrt, weg. Unter diesen äußeren schmerzhaften Vorgängen haben wir eine stille Zusammen-

Kunft und vertraute Aussprache in Gottes heimlichem Zelt:

„Von dir kommt, was uns je begegnet,
es wird kein Härlein uns gekränkt,
nur Liebe ist es, die es lenkt,
es muß uns sein zum Ziel gesegnet.“

Der Herr erquicket uns wunderbar, mitten unter dem
Hagel der Steine und der Anwürfe der Menschen, wenn
wir uns nur beugen unter sein Gericht, denn „den
Demütigen gibt Gott Gnade.“

Abgestiegene Leute.

„Da stieg er ab.“ 2. Kön. 5, 14.

„Naemann zog weg mit Jorn.“ Mit hohen Erwartungen war der ausfällige Feldherr vor Elias Haus vorgelassen. Hier hoffte er endlich seine Gesundheit wiederzufinden.

Aber der Prophet ließ ihm durch einen Boten sagen: „Wasche dich siebenmal im Jordan, so wird dein Fleisch wieder rein werden.“ Da erzürnte Naemann. Er meinte, der Prophet sollte ihn etwas Großes zu tun heißen. Er meinte, der Prophet sollte mit seiner Hand über die kranke Stätte fahren, daß er etwas davon fühlte, und dabei seinen Gott anrufen. Er meinte, die Wasser zu Damaskus seien besser denn alle Wasser in Israel.

Vor allem hatte ihn wohl das gekränkt, was in seinem entrüsteten Wort zum Ausdruck kommt: „Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen.“ Diese Behandlung trieb ihm doch die Jornesröte ins Gesicht. Das war zu stark. „Er zog weg mit Jorn.“ Alle weichen Stimmen in seiner Seele wurden erstickt durch seine flammende Entrüstung. Die ganze unendliche Not seines jammervollen Doppel-Lebens in Glanz und Elend schluchzte wohl noch einmal laut in seiner Seele empor. Aber er zog weg mit Jorn. „Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen.“

* * *

„Und er kehrte wieder zu dem Mann Gottes samt seinem ganzen Heer. Und da er hineinkam, trat er vor ihn.“ Wie völlig ist die Situation verändert! An der Stelle, an der sich vorher in ihm alles aufgebaut hatte

in „gerechter“ Empörung, kam er jetzt ohne allen Anstoß leicht vorbei. Darüber gab es gar keine Diskussion in seiner Seele, wer jetzt herauskommen oder hineingehen müsse. Er ging einfach hinein und trat vor den Mann Gottes.

Wie hatte sich diese Frage so leicht erledigt? Zwischen dem „ich meinte, er sollte“ und dem „er ging hinein“ lag die bewegteste Stunde seines Lebens: „Da stieg er ab“, die Stunde, da er sich beugte unter das Wort Gottes, da er von seinem stolzen Ross und hohen Wagen abgestiegen war und wusch sich im Jordan, „wie der Mann Gottes geredet hatte“, die Stunde, da er die wunderbare, heilende und neuschaffende Gnade des Gottes Israel an seinem Leibe erfahren hatte.

Was die äußerste Not vorher nicht fertig gebracht hatte, das wirkte die Gnade. Sie war um ihn geschäftig gewesen, als er wegzog mit Zorn. Und zu den Stimmen der Not, die sich wieder stärker aufmachten: „Willst du so wieder heimkehren, so enttäuscht? Soll es nun immer so bleiben und immer schlimmer werden?“, und zu den Stimmen seiner treuen Knechte, die ihm gut zuredeten, war noch eine Stimme gekommen, die hatte ihn übermocht. Das war die Stimme des Jordans. Da war der Fluß. Sie mußten wohl durch ihn hindurchfahren. Willst du am Jordan vorbeifahren, an deinem Glück, an der einzigen Möglichkeit, gesund zu werden? Das ist der Jordan, von dem der Prophet gesprochen hatte: „Wasche dich, so wirst du rein.“ Es war, als ob das göttliche Wort der Verheißung aus jeder Welle des Flusses nach ihm rief und lockte. Da hatte es die Gnade gewonnen gegen den Zorn und den Stolz des Mannes: „Da stieg er ab und wusch sich und ward rein.“

Und nun war er umgekehrt und zu dem Propheten hineingegangen. Natürlich war er hineingegangen. Durch die Gnade gebeugt, war er jetzt in allen Stücken ein

„abgestiegener“ Mann. Er hatte eine andere Stellung zu Gottes Volk bekommen, und es war ihm Bedürfnis, Gemeinschaft zu pflegen mit dem Knecht des Herrn, der seinem Leben so wohl getan hatte. Jetzt kamen ihm keine Bedenken mehr wegen des Standesunterschiedes. Jetzt hat sich keine Stimme des Stolzes mehr aufmachen können: müßte der andere nicht herauskommen? Solche Fragen kamen ihm jetzt lächerlich vor. Es ist fast, als habe er sich beeilt, daß der Prophet ihm nicht zuvorkommen und aus der Kütte heraustreten könne. Er wollte zu ihm hineingehen und ihm danken und den Gott Israels bekennen, dessen er gewiß geworden war. Durch die Gnade gebeugt — ein „abgestiegener“ Mann.

* * *

Und nun will ich im einzelnen nicht ausführen, wie dies Erlebnis des Naeman ein wunderbares Sinnbild ist auf die Stunde im Leben eines Menschen, wo er absteigt von seinem stolzen Ross, wo er sich endlich, endlich beugt unter den Gehorsam des Wortes Gottes und über der Not des Aussatzes seiner Sünde nicht mehr sagt: ich meinte dies, und ich meinte das, sondern all seine Einwände fahren läßt und sich wäscht; sich wäscht in dem freien, offenen Born wider alle Sünde und Unreinigkeit, sich den Heiland der Sünder gefallen läßt als seinen Heiland und es erlebt: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ — Nur auf dies eine wollte ich heute hinweisen: Wieviel Not macht uns im Leben die Stimme in unserm Inneren: „Ich meinte, er sollte“. In der Familie lähmt sie die Liebe des einen Gatten zum andern: ich meinte, sie sollte doch; ich meinte, er sollte doch. Im Geschäft rechnet sie es uns vor im Blick auf unseren Nebenmann, unseren Arbeitgeber oder Arbeitnehmer: ich meinte, er sollte doch.

Und im Verein? Ach, wieviel Nöte unseres Vereinslebens stammen daher, daß einer vom andern sagt: ich meinte, er sollte. Versucht es nur einmal, bei wievielen Meinungsverschiedenheiten in eurem Kreise dieser Satz in euren Mund paßt: ich meinte, er sollte. Und jedesmal, wenn dieser Satz ertönt, legt sich eine Bitterkeit auf das Herz, und dann stoßen die Menschen zusammen, und es gibt Beulen und Wunden und Reibungen und Sitze und scharfe Worte und mürrisches Sichzurückziehen und beleidigtes Beiseitreteten und ärgerliches „Die-Brocken-hinwerfen“ und mehr solcher traurigen Wege.

Ihr Brüder, wie kann das anders werden im Hause, im Geschäft und vor allem auch im Verein? Nur dadurch, daß wir „abgestiegene“ Leute werden, daß wir uns beugen unter dem Aussatz unserer Schuld, tief beugen, immer erneut beugen und absteigen von allen, auch den letzten hohen Kössen unseres Stolzes und unserer ungebrochenen harten Art. Nur dadurch, daß wir immer wieder einmal unseren zerrissenen Schuldbrief studieren und lesen, was alles uns Gott hat vergeben müssen. Dann werden wir auch vergeben können, wenn der andere einmal nicht so handelt, wie er „sollte“.

O, laßt uns Freunde der Gnade werden, Leute, deren ganzes Leben aufgebaut wird im Stil des einen gesegneten Entschlusses: da stieg er ab! „Abgestiegene Leute“! Dann werden wir lächeln können über Fragen von Kompetenzstreitigkeiten und Standesvorurteilen, die uns früher in den Sarnisch brachten; dann gehen wir grundsätzlich den untersten Weg, auf den wir getreten sind damals, als es von uns hieß: da stieg er ab. Dann werden wir die Kraft haben, „hineinzugehen“, auch da, wo wir früher meinten, und vielleicht mit Recht meinten, der andere sollte herauskommen. Durch die Erfahrung der Gnade werden harte Stellen in unserem Denken und

Meinen weick werden und wird der stoekende Schritt eilen, der Brüder Hand zu fassen, die auch denselben Seiland gefunden haben, durch dieselbe Gnade gerettet sind, demselben König dienen.

Das gäbe ein ganz neues Bild in manchem Verein, wenn Gottes Hand über die Mitglieder käme und ihrer viele sich beugten und dabei — das wäre vielleicht das Wichtigste — sich viele, die schon Gottes Eigentum waren, aufs neue beugten und wieder ganz unten ankämen, ganz unten als „abgestiegene“ Leute: dann könnten sie entgegenkommen, dem andern nachgehen, die Arme ausbreiten, die Hände ineinanderfügen und zusammenschließen. So oft uns aber dieser Satz: „Ich meinte, er sollte“ unwillkürlich wieder in den Mund kommt, dann laßt uns erschrecken. Den spricht man nur auf hohem Ross. Steig' ab! — Das sind die gesegneten Vereine unseres Bundes, in denen es solche „abgestiegenen“ Leute gibt.

Nicht wie Aegyptenland.

5. Mose 11, 8—17.

Das Volk Israel stand an einem neuen Anfang. Mose legte es ihm vor, daß das Leben im Lande der Verheißung nicht nach denselben Regeln gehen werde wie in Aegyptenland. Dort hatten sie in den Niederungen des Nil ihr Land bewässern müssen wie einen Kohlgarten, indem sie ihre Schöpfräder traten und das fruchtbare Naß auf ihre Ländereien leiteten. Daraus war ihnen ihr Lebensunterhalt zugewachsen.

Kanaan werde „nicht wie Aegyptenland“ sein. Es hat Berge und Auen an den Hängen der Hügel. Da ist keine Möglichkeit, diese Aecker und Wiesen durch die Kraft der Schöpfräder aus den Niederungen eines fruchtbaren Flusses zu feuchten: alle Frucht hängt davon ab, ob der Regen des Himmels die Auen tränkt.

Kann man nichts tun, um die Fruchtbarkeit der Felder von sich aus zu steigern? Nein, mußte Mose antworten. Ist denn dann unsere Existenz nicht in Frage gestellt? Nein, sie ist auf Gott gestellt! Denn „der Herr, dein Gott, hat acht auf dies Land, und die Augen des Herrn sehen immerdar darauf von Anfang des Jahres bis an das Ende“. Von Gottes Treue, davon, daß er seine Verheißungen hält, werden sie in Zukunft abhängen. Das ist ein neues Leben, „nicht wie in Aegyptenland“. Ob nicht wiederum manche in Israel sich bei dieser Aussicht zurücksehnten nach Aegyptenland, nach der sicheren Gewähr, die dort ihr Fleiß, ihre Mühe, ihre Arbeit, da sie ihr Land „selbst tränken mußten“, ihnen für ihr

Durchkommen bot? Das neue Leben, ein Leben, das nur auf die Verheißung und Treue des unsichtbaren Gottes sich gründete, war doch zu ungewiß!

Vor einer ganz ähnlichen Entscheidung stehen wir alle, ihr lieben Brüder, früher oder später einmal in unserer Wirksamkeit. Es gibt so viele Arbeiter im Reiche Gottes, die treiben ihr Werk „wie in Aegyptenland“. Sie halten den Betrieb im Gang, indem sie wie ein Pferd im Göpel laufen. Sie eilen durch die Reihen ihrer Vereinsmitglieder, ermahnen hier diesen und strafen dort jenen und bieten das Bild eines Menschen, der treu in seinem Schöpfrad läuft und alles tut, damit doch ja die Frucht seiner Mühe ihm nicht ausbleibe. Und ein gewisser Erfolg ist ihm sicher: die Achtung der Menschen, denn er ist fleißig, „ein treuer Haushalter“, wie manche sagen; es geschieht ja auch allerlei im Verein. Auch die Jugend hängt ihm an, ja verehrt ihn. Ein Vereinsarbeiter mit dem Erfolg, den natürliches, fleißiges Arbeiten einbringt — nur ohne Frucht, nach Gottes Maß gemessen.

Wer Frucht sucht, die von Gott kommt, der soll dies andere Leben wählen, „nicht wie Aegyptenland“. Ein Leben, da man nicht mehr „selber muß“. Daß dabei auch treu die Pflicht erfüllt und das Werk durchdacht und mit Weisheit und viel Arbeit gepflegt werden muß, ist so selbstverständlich wie das, daß den Israeliten auch in Kanaan die Früchte ihrer Felder nicht von selbst in den Mund wuchsen.

Aber die innere Stellung zur Arbeit und ihrer Frucht ist anders. Man ist von dem „Selbermüssen“ abgekommen, und hat es gelernt, in völliger Abhängigkeit sein Vertrauen ganz auf den Herrn zu setzen. Man hat keine andere Gewähr für die Fruchtbarkeit der Arbeit als die, daß „die Augen des Herrn immerdar darauf sehen von

Anfang des Jahres bis ans Ende, daß er seinen Frühregen und Spatregen sendet, daß wir einsammeln.“

Es ist ein gewaltiges Wagnis, das uns da zugemutet wird. Wir werden ganz nach oben gezogen. Unser Blick ruht dann nicht mehr auf unserem Ackerland, nicht mehr auf der Berechnung der Erträgnisse unseres „Selber-müßens“, unseres Schöpfrades, sondern unser Glaubens-auge ruht auf der Treue unseres Gottes, auf dem Wort seiner Verheißung.

Und bleibt einmal der sichtbare Erfolg aus, dann sind diese Leute doppelt arm und doppelt reich. Sie können nicht durch erhöhten Arbeitseifer, durch um so beweglicheres Umhertoben in ihrem Schöpfrad die Leere ihres Werkes auszufüllen, über den toten Punkt sich hinweg zu täuschen versuchen wie die andern, die man in solchen Fällen immer mehr und gewaltiger sich anspannen und ermüden sieht, nein: dann sind sie doppelt arm. Man sieht nichts von ihrer Frucht, sie können auch dem Auge nichts darbieten von vermehrter Anstrengung, da sie dies und das „selber müssen“. Für andere bieten sie in solchen Zeiten einen fast kläglichen Anblick, und für sie selbst sind das furchtbarste Proben. Sollen sie doch wieder zurück ans Schöpfrad, „wie in Aegyptenland?“ Nein, sie halten durch im Glauben! Auch wo nichts zu sehen ist für den natürlichen Blick, sehen sie das Auge ihres Gottes, das acht hat auf ihr Land. Auch wo von anderen nichts bemerkt wird, hören sie schon das Rauschen seines Regens, den er, früh und spät, senden wird. Aber freilich, es sind Zeiten der äußersten Spannung, Zeiten der Versuchung, ins alte Wesen des „Selber-müßens“ wieder zurück zu sinken. Sie sind vor den Augen der Menschen doppelt arm. Gottes Frucht ist nicht zu sehen und nicht einmal der laut klappernde Betrieb der Schöpfräder zu vernehmen, den ihre Genossen im anderen Verein fleißig im Gang halten.

Aber vor Gott sind sie doppelt reich. Sie harren auf den Herrn. In solchen Zeiten, da es sie immer aufs neue täglich, stündlich ins Gebet und auf die Knie treibt, werden sie mit ihrem Gott vertraut, da saugt sich ihr Blick an Gottes Verheißungen fest, da baut sich der Glaube sein Nest in seinem Wort der Zusage und hofft, da für das natürliche Auge nichts zu hoffen ist. Sie werden je länger je mehr Menschen, die auf das Unsichtbare sehen, die mit all ihrem Denken, Rechnen und Hoffen in der unsichtbaren Welt leben.

Wieviel leichter wäre es dem alten Menschen, im Schöpfrad unter dem Beifall des Vorstandes, unter dem Zulauf der Jugend sich müde zu arbeiten. Wieviel schwerer ist dieser innerste Kampf des Glaubens, der treu seine Arbeit im Verein verrichtet, aber innerlich nicht nach unten auf das eigene Wirken, sondern nach oben auf Gottes Geben schaut.

Und doch, wie arm ist jener andere Mann, der im Trott des Schöpfrades sich müde gelaufen hat, wenn er in der Stille des Abends oder in der Ernüchterung eines Urlaubs, in dem er sein Werk auf einen gewissen Abstand beschaut, innewird, daß er zwar vieles „selber mußte“, aber nichts dabei herauskam von Frucht für Gottes ewige Scheune.

Wollen wir nicht lieber Menschen des Glaubens sein und diese neue Stellung „nicht wie Aegyptenland“ mit immer neuem Entschluß wählen bei jeder neuen Arbeit, bei jeder Ansprache, die wir halten? Da werden wir uns treu und gewissenhaft vorbereiten, aber unsere Hoffnung nicht setzen auf unser Manuskript. Wenn wir reden, beginnt nicht das Schöpfrad zu Klappern, sondern es beginnt innerlich ein Steigen und sich Neigen, ein Schauen auf den Herrn, ein Nehmen aus seiner Fülle. Seine Augen sehen ja auf mein Land auch in dieser Stunde.

Es ist ein Wagnis, das uns zugemutet wird, noch in einer anderen Hinsicht. Solch eine Glaubensstellung, solche Abhängigkeit von Gott führt uns in die strenge Zucht seines Geistes (V. 16 und 17). Man kann im Schöpfrad des Betriebes sehr eifrig im Verein umherlaufen und es dabei nicht genau nehmen mit der Sünde und der innersten Zucht des Herrn ausweichen. Ja, viele laufen deshalb am Räderwerk der Vereinsmaschine und haben ihre liebe Not, es im Gang zu halten, weil sie der inneren Stimme des Herrn sich entziehen und sie übertäuben wollen. Sie hatten vielleicht auch einmal den Weg des Glaubens gewählt, aber dann kam eine Sünde, und damit standen sie vor der Entscheidung. Das Leben des Glaubens, der in der unsichtbaren Welt, in der Treue des Herzens Gottes seine Sicherheiten und sein Fundament sucht, verträgt sich nicht mit der Sünde. Eins von beiden muß weichen. Wer am Herrn hängen will, wird willig sich beugen und seine Sünde schonungslos aufdecken, um so ernster, je entschlossener all sein Leben an Gottes Gnade hängt. Will aber einer die Sünde festhalten, der kann nicht mehr im Glauben allein auf den Herrn schauen, der eilt zum Schöpfrad. Der Herr, der bisher seine Zuversicht war in der Not, ist ihm schrecklich (Jer. 17, 17), entzieht sich ihm, ist ihm ein Born, der nicht mehr quellen will (Jer. 15, 18.) Dann ist der Himmel wie Eisen und die Erde wie Erz (3. Mose 26, 19), dann sieht man ihn bald wieder am Schöpfrad laufen, ein fleißiger Mann, aber sein „Fleiß“ ist nichts anderes, als der Deckmantel seiner inneren Friedlosigkeit und Gottesferne. Er war des Königs Freund und ist ein Knecht geworden, der wieder „selber muß“. Ein armes Leben.

Wollt ihr das Wagnis nicht wagen, meine Brüder? Es ist ein Wagnis. Wir kommen hinein in ernste Zucht des Geistes Gottes. Wir geben uns wirklich

mit unserem ganzen Leben in Gottes Sand. Aber es ist das Leben des Friedens. Das verheißene Land ist ja das Land der Ruhe. Das ist gewisslich wahr. Je völliger wir den Rücken kehren dem „Aegyptenland“, da wir „selber mußten“, um so mehr werden wir erfahren: „wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe“ (Hebr. 4, 3), in um so tiefere Ruhe hinein, je mehr wir unser ganzes Leben im Glauben leben, und wir werden unsere Frucht haben, „nicht wie in Aegyptenland“, sondern als Leute, auf deren Land die Augen des Herrn sehen von Anfang des Jahres bis ans Ende.

Ein Heiligtum.

„Heiliget Gott, den Herrn, in euren Herzen“.

1. Petri 3, 15.

So wie abseits vom Markt mit seinem Stimmengewirr, jenseits eines freien Platzes eine Kirche liegt, ein stilles Heiligtum, so ist es auch bei den Menschen Gottes.

Kedet man mit ihnen, so erfährt man wohl, daß die Unterhaltung, nachdem sie die landläufigen Dinge besprochen hat, stockt. Es ist, als gingen wir gleichsam über einen freien Platz, tiefer hinein in ihr Inneres, und dann stehen wir vor einem Heiligtum: dort ist die Gegenwart Gottes. Wenn sie jetzt weiter sprechen, ist es uns, als spräche noch einer mit, wenn sie uns anschauen, als sähe uns noch ein anderes Auge an; wenn sie uns die Hand zum Abschied drücken, als hätte uns unser unsichtbarer Herr begrüßt und uns neue Kraft auf den Weg mitgegeben.

Das sind die Menschen Gottes, die stillen Träger eines seligen Geheimnisses. Nur wer dieses Heiligtum einmal in ihnen entdeckt und geschaut hat, kann sich diese Leute erklären, versteht die Zusammenhänge ihres Handelns, hört dann in all ihren Reden den Unterton eines Herzens, das aus dem Heiligtum heraus lebt.

Sind solche Leute auch in unseren Reihen? Sie waren nicht selten bei unseren Alten, Männer, die ein Wohlgeruch Christi waren für ihre Umgebung, in deren Gegenwart alsbald alles in die Beleuchtung des Heiligtums gestellt wurde, und die unermüdet waren in ihrem Dienst, weil sie immer neue Kraft zogen aus der Stille des tiefen inneren Ruhens in Gott.

Es will mir manchmal die Sorge kommen, als ob unter unseren jungen Männern, gerade auch unter denen, die für Gott und für die Verantwortlichkeit ihrem Volk gegenüber aufgewacht sind, hier ein Mangel vorläge. So manche stehen treu in der Arbeit, ja sind fast überlastet mit allerlei Werk des Herrn, aber haben sie auch ein stilles Heiligtum ihres Gottes in ihrem Innern? Wenn man mit ihnen die Arbeit bespricht, so hört man oft nur einige wenige allgemein bekannte und anerkannte Sätze, oder man kann mit Freuden beobachten, wie sie sich mit Hingabe in ihr Werk eingelebt und eingeliebt haben und in fähiger Weise neue Wege finden, um an die jungen Männer ihrer Umgebung heranzukommen.

fragt man aber einmal in einer Stunde der Muße nach weiterem und möchte gerne auch etwas hören von dem, was ihnen der Herr in der Stille geschenkt hat von seinen Geheimnissen oder möchte sich mit ihnen austauschen über die Tiefen des Rates Gottes zu unserer Erlösung, über die verborgenen Schönheiten und tieferen Brunnen der Erquickung in Gottes Wort, so werden sie stumm, vielleicht verlegen, vielleicht aber auch verwundert, als habe man sie nach „Theologie“ gefragt, und das sei doch gar nicht ihre Sache. Sie haben kein Geheimnis seliger Offenbarungen Gottes, schlagen sich innerlich eigentlich immer nur durch mit dem Verbrauch der „eisernen Ration“. Man liest nur, was man für den Verein und seine Versammlungen braucht, zu weiterem reicht die Zeit nicht. Stille Stunden des hastlosen Gebetsumgangs mit dem Herrn sind ihnen unbekannt. Sie kommen nicht dazu, tief im Inneren ihres Herzens ein stilles Heiligtum ihres Gottes aufzubauen.

Kein Wunder, wenn auch der Dienst bald verflacht, das Wort des Zeugnisses bald abgegriffen und matt wird, die Gebetsgemeinschaft mit anderen an frische und Innig-

keit einbüßt: man hat bald alles verbraucht, weil keine inneren Quellen springen.

Heiliget Gott, den Herrn, in euren Herzen! Das ist es, was wir brauchen. In der Hast der Tage, in der Unruhe der Arbeit ein um so eifrigeres, immer erneutes Zurückgehen in die Stille vor Gott.

Ist das nicht auch dasselbe, was die neuere Jugendbewegung immer wieder fordert, ist es nicht dasselbe wie das Bedürfnis nach Mystik, nach liturgischen Feiern?

Auch dort liegt wohl dasselbe Bewußtsein vor, daß der Mangel an Tiefe und Gehalt das Leben auf die Dauer unerträglich macht. Das Herz will sich durchaus nicht mit Irdischem, Nichtigem abspeisen lassen.

Aber mir erscheint es immer so, als ob dort nun versucht würde, mit rein menschlichen Mitteln der seelischen Erhebung, mit rein natürlichen Übungen des Geistes den Mangel auszufüllen. Bei all dem mystischen Erleben scheint es mir, als ob man die innere Empfangsstation doch ganz abstellte auf die Gefühlswellen, die aus dem seelischen Untergrund aufsteigen, und daß man seinem „Gott“ zu begegnen meint, wenn man sich von Führernaturen in Schwingungen versetzen läßt, ihre Worte hört, ihre Bücher liest, ihre Lieder singt.

Was uns fehlt, ist etwas ganz anderes: statt einer in diesem Sinne „bewegten“ Jugend, junge Männer, die einmal entsetzt stillestehen, weil ihnen der lebendige Gott begegnet ist, weil ihnen „die Haut schaudert“ vor dem Schrecken, der sie ergriff, als sie Gott, den heiligen Gott, erkannten und ihre eigene Unheiligkeit. O, wieviel wäre gewonnen, wenn der allzeit bewegten Jugend, die es immer umtreibt, und die über ihr Umgetriebenwerden unentwegt redet, wenn dieser Jugend einmal alle Wege ausgingen, weil sie Ernst machte mit der Tatsache ihrer Sünde, weil sich die

Schatten einer ewigen Not auf ihr Herz senkten, weil ihr alle Worte auf den Lippen erstarben, als Gott anfang mit ihnen zu reden.

Dann könnte ihnen geschenkt werden, was ich auch den jungen Männern in unseren Kreisen so sehr wünsche: durch die Gnade, die sich in ihr Elend neigt und ihnen ihre Schuld abnimmt, ein Heiligtum im innersten Turm der Burg ihres Herzens, ein Geheimnis mit ihrem Gott.

Da werden sie verstehen, was die Offenbarung meint (2, 17), daß die Ueberwinder einen weißen Stein erhalten „und auf dem Stein einen Namen geschrieben, welchen niemand kennt, denn der ihn empfängt.“ Ihr Geheimnis mit Gott, „was ihnen der König des Himmels gegeben, ist keinem als ihnen nur selber bekannt“. Wie Gott sie innerlich ruft, weiß niemand, als nur sie allein. Aber er ruft sie bei diesem ihrem Namen, und das ist zugleich die Herrlichkeit und die Zucht des Heiligtums in ihrem Leben.

Dann lieben sie den Umgang mit dem Buch des Heiligtums, so daß einzelne Worte Gottes ihnen wie ein „verborgenes Manna“ werden, das Gott uns zu essen gibt, und das uns durch manche Tage der Not und des Gedränges hindurchhilft. Dann stehen sie im Gebet vor dem Auge, das uns immerdar anschaut, und haben sich gestellt unter die Hand, die immer aufs neue sich uns leise auf die Schulter legt, wenn wir einen Irrweg gehen wollen, die uns zurückhält, wenn unsere Zunge in falschem Feuer brennen will. Dann ist ihr Haupt immer leise erhoben, wie lauschend auf den tiefen ernsten Blockenton, der aus diesem Heiligtum heraus unseren ganzen Wandel und auch das Wort unseres Zeugnisses durchklingt. Wir heiligen Gott, den Herrn, in unseren Herzen, wir beten ihn an als den Herrscher unseres Lebens. Dann pflegen wir die Gemeinschaft der Heiligen, wir

achten immer innerlich auf den Dienst der Handreichung des heiligen Geistes durch das Wort und Beispiel unserer Brüder. Welch herrlicher Genuß, das Lebensbild eines vollendeten Streiters zu lesen, und wenn dann am Ende der letzte Punkt steht, dann sieht unser Auge dort im Geist die Worte: „Fortsetzung folgt“, und wir denken die Geschichte dieses Mannes weiter aus in die selige Ewigkeit hinein, und unser Herz geht mit hinüber und ist zufrieden, „daß es die Stadt gesehn, und ohn Ermüden will es ihr näher gehn.“ Wohl dem, der dieses „Gehen“ in seinem Wesen hat, während er seinen Geschäften obliegt und seine irdischen Pflichten erfüllt. Dann singen und summen wir uns ein in die Lieder des Heiligtums, die dort geboren sind und uns immer wieder dort hin ziehen und uns mit geheimer Macht ergreifen und geleiten wollen „bis zum Kleinod hin“, die Reiselieder und Pilgerchöre der Wanderer Gottes.

O, Herr, schenke uns solch ein Heiligtum und gib uns Gnade, dieses herrlichen Dienstes zu warten, der unsere Speise und unsere tiefe, tiefe Erquickung ist.

Wie gerne wollen wir dann einwilligen, daß dieses Heiligtum ferne steht vom Markt des Lebens mit seinem Stimmengewirr, den vielen dort rauschenden Füßen, dem Geschwirr der Meinungen und Parteiungen, abseits auch vom Markt der modernen Kultur und der neuesten Literatur, die jeder, wie man sagt, „gelesen haben muß“. Ja, jeder, der nur in dieser Welt lebt. Aber wir leben in der anderen Welt und haben ein herrlicheres Heiligtum, in dem wir dienen, und von dem wir leben. Wir wollen uns gerne als die „Zurückgebliebenen“ ansehen lassen, weil wir schon so vorausseilen in unserem Geist. Wir wollen gerne von vielem unberührt bleiben, was man sonst heute alles „kennen gelernt haben muß“, wenn uns nur die Berührungen mit dem Herrn im Heiligtum nicht fehlen.

O, meine Brüder, laßt uns dem heiligen Geist Gottes unser ganzes Inneres aufschließen, daß wir aus dem gebetslosen oder gebetsarmen, traurigen und matten Christentum, das wir bisher führten, durch Gottes Geist hineingeleitet werden in die innerste Vertrautheit mit unserem Herrn, in das Stehen vor seinem Angesicht. Laßt uns flehen um den heiligen Geist, der all die Gnadenmacht Gottes in unser Herz ergießen will:

Herr, komm in mir wohnen;
laß mein Geist auf Erden
dir ein Heiligtum noch werden!



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Klag ich an	3
Gottes Stimme, Gottes Ruf, Gottes Wort	9
Auf der Seite des Siegers	15
Siehe, da kam einer	21
Die eine Tür	25
Der Name seiner Sünde	28
Die gebrochene Zahl	30
Was wir haben	33
Raum	41
Das Geheimnis des Herrn	44
Fluchen sie, so segne du	52
Abgestiegene Leute	61
Nicht wie Aegyptenland	66
Ein Heiligtum	72



